

# Geschichtsdiskurs

in 5 Bänden

Herausgegeben von  
Wolfgang Küttler  
Jörn Rüsen  
Ernst Schulin

in Verbindung mit  
Gangolf Hübinge, Jürgen Osterhammel und Lutz Raphael  
(Bde. 4 & 5)

# Geschichtsdiskurs

Band 5:

Globale Konflikte,  
Erinnerungsarbeit und  
Neuorientierungen  
seit 1945

Beiträge von Frank R. Ankersmit, Andreas Eckert,  
Egon Flaig, Ulrike Freitag, Saul Friedländer, Gangolf Hübinge,  
Wolfgang Küttler, Jochen Meissner, Harro Müller,  
Hans-Jürgen Pandel, Jörn Rüsen, Jutta Scherrer, Ernst Schulin,  
Shingo Shimada, Pierre Sorlin, Thomas Welskopp

Fischer Taschenbuch Verlag

Originalausgabe  
 Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,  
 Frankfurt am Main, März 1999  
 © 1999 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,  
 Frankfurt am Main  
 Redaktion: Matthias Dornhege  
 Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck  
 Printed in Germany  
 ISBN 3-596-14075-7

## Inhalt

Vorwort der Herausgeber . . . . .	9
-----------------------------------	---

### I. Erinnerungsarbeit

Saul Friedländer	Auseinandersetzung mit der Shoah: Einige Überlegungen zum Thema Erinnerung und Geschichte . . . . .	15
Shingo Shimada	Formen der Erinnerungsarbeit: Gedenken der Toten und Geschichtsdiskurs in Japan . . . . .	30
Jutta Scherrer	Das postsowjetische Rußland: Erinnerungskultur oder Vergangenheitspolitik? . . . . .	46

### II. Globale Konflikte

Wolfgang Küttler	Die marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft und das Systemdenken im Ost-West-Konflikt . . . . .	75
Jochen Meissner	Dependenztheorie und lateinamerikanische Geschichtsschreibung . . . . .	106
Ulrike Freitag	Nationale Selbstvergewisserung und der »Andere«: Arabische Geschichtsschreibung nach 1945 . . . . .	142
Andreas Eckert	Historiker, »nation building« und die Rehabilitierung der afrikanischen Vergangenheit. Aspekte der Geschichtsschreibung in Afrika nach 1945 . . . . .	162

**III. Innovationen**

Thomas Welskopp	Westbindung auf dem »Sonderweg«. Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der Wirtschaftsgeschichte zur Historischen Sozialwissenschaft . . . . .	191
Egon Flaig	Historische Anthropologie und Alte Geschichte . . . . .	238

**IV. Vermittler und Medien**

Hans-Jürgen Pandel	Auf der Suche nach »neuer Tradition«. Das Geschichtsbuch in der Diskussion nach 1945 . . . . .	267
Gangolf Hübinger	Verlagswesen und Geschichtspolitik. Eine Forschungsskizze . . . . .	284
Harro Müller	Stalingrad und kein Ende. Zur Präsentation des Zweiten Weltkrieges in drei historischen Romanen . . . . .	297
Pierre Sorlin	Fernsehen: ein anderes Verständnis von Geschichte . . . . .	314

**V. Geschichtsphilosophie**

Frank R. Ankersmit Jörn Rüsen	Wahrheit in Literatur und Geschichte Sinnverlust und Sinnbildung im historischen Denken am Ende des Jahrhunderts . . . . .	337 360
Ernst Schulín	Herrschaft und Geschichtswissenschaft . . . . .	378

**Nachwort**

Gangolf Hübinger	Nachwort zu <i>Geschichtsdiskurs</i> Bände 1–5	395
Die Autoren des Bandes . . . . .		403
Inhaltsverzeichnis <i>Geschichtsdiskurs</i> Bände 1–4 . . . . .		408

Westbindung auf dem »Sonderweg«.  
Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der  
Wirtschaftsgeschichte zur Historischen Sozialwissenschaft

I. Die Wurzeln der modernen Sozialgeschichte

Sozialgeschichte in Deutschland gilt seit ihrer Emanzipation von der Wirtschaftsgeschichte in den 1960er und 1970er Jahren als ein disziplinäres Feld von großer Geschlossenheit und mit scharfem Profil.<sup>1</sup> Zwar dürfte die als »Historische Sozialwissenschaft« betriebene neuere Sozialgeschichte hierzulande seit Mitte der 1980er Jahre den Höhepunkt ihrer Wirkung überschritten haben. Innere Differenzierung, Verlust an Integrationskraft und eine Pluralisierung von Ansätzen sind sichtbar geworden. Trotzdem wirkt das Bild ihrer scheinbaren Hegemonie eigenartig nach. Es wird auch von Kritikern und Revisionisten beständig reproduziert, die sich auf die Hochphase ihrer programmatischen Entwicklung in den späten 1970er Jahren beziehen und neuere Entwicklungen übersehen oder ignorieren, wenn sie sich pauschal von dem absetzen, was für sie »Sozialgeschichte« in Deutschland ist.<sup>2</sup> M. E. verdankt sich diese Wahrnehmung der neueren Sozialgeschichte ihrer im Vergleich zu anderen historischen Feldern und anderen nationalen Historiographien ungewöhnlich kohärent und geschlossen ausgeprägten »disziplinären Matrix«.<sup>3</sup> Es scheint der spezifischen gesellschaftlichen und politischen Lage im Nachkriegsdeutschland der 1960er und 1970er Jahre geschuldet gewesen zu sein, daß die politisch-funktionalen und kognitiv-methodischen Elemente dieser Matrix stärker aufeinander verwiesen als anderswo. Wie ich im folgenden Aufsatz argumentieren werde, gingen im Projekt der Historischen Sozialwissenschaft normative Westbindung, politischer Aufklärungsanspruch, Ideologiekritik, Theorieorientierung, Strukturalismus, Systemdenken, Modernisierungsperspektive, analytische Methoden, Syntheseausrichtung und die »Sonderweg«-Interpretation der neueren deutschen Geschichte eine unauflösbare Verbindung ein. Zusammengehalten von einem erkenntnistheoretisch gewendeten ideologiekritischen Impuls, entstand eine nirgendwo sonst so ausgeprägt zu beobachtende Einheit von Methodologie und politischem Geschichts-

bild, dem zusätzlich noch ein durch die »Sonderweg«-Synthese verkörpertes *materielles* Geschichtsbild entsprach. Vergleicht man die deutsche Historische Sozialwissenschaft mit der Sozialgeschichte anderer Länder, so fällt auf, daß sie, obwohl sie dezidiert den Anschluß an den Westen und die Überwindung aller Sonderwege verfocht, gleichwohl einen neuen politisch-funktionalen und kognitiven »Sonderweg« eingeschlagen hat. Das hat zu ihrer enormen Wirkung beigetragen, ihren Geltungsanspruch aber mittelfristig unterminiert.

Die »disziplinäre Matrix« der Historischen Sozialwissenschaft entstand durch das ungleichgewichtige Zusammenfügen dreier Traditionslinien. Stärker prägend als heute zuweilen zugestanden wirkte *erstens* die »Strukturgeschichte« der 1950er Jahre in ihr fort, die wiederum begrifflich und personell in der Kontinuität der nationalsozialistisch infizierten Kulturraumsoziologie und »Volksgeschichte« der 1930er und 1940er Jahre stand.<sup>4</sup> Otto Brunner, Theodor Schieder, Werner Conze und andere öffneten nach 1945 der Sozialgeschichte ein institutionell etabliertes Feld in der Fachhistorie, das als »launching pad« für eine neue Generation junger Sozialhistoriker dienen sollte. In ihrem Umfeld wurden der Kontakt zur Soziologie und die Rezeption ihrer Stammväter revitalisiert; der Vergleich und die Beschäftigung mit ehemals tabuisierten Themen wie etwa der Arbeitergeschichte erlangten akademische Salonfähigkeit.<sup>5</sup> Vor allem erbte die Sozialgeschichte der 1970er Jahre den Strukturbegriff der »Strukturgeschichte«, der aus der »Entnazifizierung«, Formalisierung, kulturpessimistischen Wendung und einer auf die industrielle Gesellschaft bezogenen Umformulierung des »Volk«-Begriffs entstanden war.<sup>6</sup> Die »Volksgeschichte« hatte – in völkischen Kategorien – zum ersten Mal seit langem einen antihistorischen Synthesebegriff entwickelt, der »das Ganze« einer Gesellschaft und größere Kollektive erfassen konnte. Nach 1945 ersetzte »Gesellschaft« das »Volk«, wurde gleichbedeutend mit »Sozialstruktur«. »Struktur« bezeichnete fortan langlebige Kollektivphänomene in der industriellen Gesellschaft und wurde als restriktives Geflecht von »Konditionierungen« der handelnden Persönlichkeit gegenübergestellt.<sup>7</sup> Die kollektive und restringierende Konnotation von »Struktur« und der Dualismus von »Struktur« und Akteur gingen in das begriffliche Instrumentarium der neueren Sozialgeschichte ein. Der dort damit verankerte extreme Strukturalismus wirkt weiter fort.<sup>8</sup>

Ein *zweiter* Traditionstrang verband die neuere Sozialgeschichte mit

dem Strukturfunktionalismus und der Modernisierungstheorie angelsächsischer Prägung. Von der amerikanischen Soziologie übernahm die Historische Sozialwissenschaft einen Systembegriff, der Gesellschaften stärker zergliedernd und präziser in ihren funktionalen Zusammenhängen zu erfassen erlaubte als die inhaltsleeren Globalkategorien der »Strukturgeschichte«.<sup>9</sup> Gleichwohl gab man sich nicht dem evolutionären Schematismus eines Talcott Parsons hin, sondern kombinierte unbefangen funktionalistisches Systemdenken mit dem subjektbezogenen Strukturalismus Hans Freyers, Conzes und Schieders. Die Modernisierungstheorie aus der amerikanischen Historischen Soziologie schließlich besetzte in der Historischen Sozialwissenschaft den Rang eines gerüstartigen theoretischen Globalbezugsrahmens, einer hintergründigen »Großerzählung«, in die spezifischere Theoreme eingepaßt werden konnten. Die Modernisierungstheorie gab eine kausale Hierarchie zwischen gesellschaftlichen Bereichen – vornehmlich zwischen Ökonomie, Gesellschaft und Politik – vor (die die »Strukturgeschichte« nicht besaß), formulierte diese aber offener und unspezifischer als die konkurrierende »Metaerzählung« des historischen Materialismus. Modernisierungsgeschichte als evolutionäre, auf industrialisierte Gesellschaften ausgerichtete Verkörperung des Prinzips der »Einheit der Geschichte« ging im Programm der Historischen Sozialwissenschaft mit der systemischen Syntheseperspektive, der strukturalistischen Betrachtungsweise und dem Prinzip der Theorieexplikation eine folgenreiche Symbiose ein.

Wichtige Anstöße kamen *drittens* aus dem Lager der Exilanten, die auch methodisch Außenseiter in der Fachhistorie gewesen waren. Von Eckart Kehr und Hans Rosenberg bezog die Historische Sozialwissenschaft zentrale Anregungen für das Projekt einer politischen Sozialgeschichte der langfristigen Ursachen des Nationalsozialismus.<sup>10</sup> Auf diesem Wege floß auch eine abgeschwächte marxistische Perspektive, die das Verhältnis zwischen Ökonomie, Gesellschaft und Politik noch einmal inhaltlich akzentuierte, in ihr Forschungsprogramm ein. Dem Einfluß der Exilhistoriker ist es zu verdanken, daß die neuere Sozialgeschichte in ihren zentralen Strömungen die modernisierungstheoretische Großerzählung thematisch auf die Vorgeschichte des Nationalsozialismus ausrichtete. Das entsprach dem Zeitgeist einer Kriegs- und Nachkriegsgeneration, die Gesellschaftskritik auf das universitäre Feld übertrug, die eigene Disziplin in sie einbezog und ihren ideologiekritischen Impetus in eine neue »disziplinäre Matrix« einbrachte, innerhalb derer auch

neue materielle Geschichtsbilder entstehen sollten. Ideologiekritik avancierte in der Folge zum archimedischen Punkt, von dem die Konstruktion dieser neuen »disziplinären Matrix« ausging.

## II. Sozialgeschichte – Historische Sozialwissenschaft – Gesellschaftsgeschichte:

### Die Verankerung einer neuen »disziplinären Matrix«

Der seit Anfang der 1970er Jahre deutlich beschleunigte Aufstieg der Sozialgeschichte profitierte von einer selten günstigen Konjunktion gesellschaftspolitischer und wissenschaftsinterner Auf- und Umbruchprozesse. *Zum einen* gelang es für kurze Zeit, die institutionellen Einfallstore in die akademische Geschichtswissenschaft für eine Generationenkohorte junger Sozialhistoriker weit zu öffnen. Der Ausbau der Hochschulen und vor allem die Gründung der Reformuniversitäten Bochum, Bielefeld und Konstanz vermehrten die Zahl wirtschafts- und sozialhistorischer Lehrstühle fast schlagartig. Damit konnte sich das Fach Sozialgeschichte an den bundesdeutschen Universitäten institutionell ausbreiten, ohne in eine direkte Verdrängungskonkurrenz mit der älteren Politikgeschichte, die weiterhin ihre Mehrheitsstellung hielt, zu geraten. Umfang und Tempo der Expansion beschleunigten darüber hinaus einen für die akademische Geschichtswissenschaft beispiellosen Generationenwechsel, der die Sozialgeschichte zu einer ausgesprochen jungen Disziplin machte. Das bedeutete zudem, daß sozialhistorische Lehrstühle zu einem beträchtlichen Teil von Historikern besetzt wurden, die ihre akademische Sozialisation nach 1945 begonnen hatten und somit frei von den belastenden Traditionsbindungen und personellen Verflechtungen waren, die die Identitätskrise der deutschen Geschichtswissenschaft wesentlich ausgelöst hatten.<sup>11</sup> Das erleichterte den Etablierungsprozeß der Sozialgeschichte *zum anderen* auch in inhaltlicher, methodischer und theoretischer Hinsicht. Die Expansion der Sozialgeschichte konnte nun als ein Teil des gesellschaftlichen Reformprozesses legitimiert werden. Gesellschaftskritik war im Zuge der Studentenbewegung salonfähig geworden. Die jüngere Generation von Sozialhistorikern übertrug diesen gesellschaftskritischen Impetus auf die Geschichte.<sup>12</sup> Das vollzog sich in einer doppelten Stoßrichtung: Indem man Gesellschaftskritik »historisierte«, gelang die Begründung eines radikalen Neuaufbruchs im Fach.

Diese Historisierung wurde dadurch erleichtert, daß die gesellschaftliche Traditionskritik, die an den Ursachen des Nationalsozialismus ansetzte und die Frage nach verdrängten personellen und institutionellen Kontinuitäten nachdrücklich aufs Tapet brachte, auf nahezu natürliche Weise auf die Geschichte verwies: Als »kritische Geschichtswissenschaft« konnte die Sozialgeschichte Traditionskritik auf ihrem ureigensten Feld zum wissenschaftlichen Programm erheben und sie professionalisieren. Damit reklamierte man gegenüber den »systematischen« Sozialwissenschaften ein beträchtliches Stück gesellschaftspolitischer Relevanz und Deutungsmacht zurück. Zugleich profilierte sich die Sozialgeschichte in zusätzlicher Schärfe dadurch, daß sie die eigene Disziplin in diese wissenschaftliche Traditionskritik einbezog. Die Rolle der Geschichtswissenschaft unter dem Nationalsozialismus und bei seiner retrospektiven Verarbeitung machte selbst einen Teil des Traditionsballastes aus, den man politisch und nunmehr auch theoretisch und methodisch attackierte. Der Eindruck der Geschlossenheit, den der Aufbruch der Sozialgeschichte Anfang der 1970er Jahre aus der Rückschau vermittelt, rührt auch daher, daß sie ihre Offensive zugleich gegen die älteren historischen »Großerzählungen« und Geschichtsbilder, die personellen Verflechtungen und Kontinuitäten ihrer »Verwalter« und das methodische Arsenal richtete, mit dessen Instrumentarium diese Geschichtsbilder konstruiert worden waren. Umgekehrt bedeutete die »Verwissenschaftlichung« von Gesellschaftskritik auch ein Stück weit ihre Respektabilitätssicherung durch methodische Zähmung und institutionelle Integration. Die Radikalität des Aufbruchs wurde durch die Übersetzung politischer Ansprüche in methodische Standards fachgerecht zugeschnitten, die Absetzbewegung der Sozialgeschichte durch ihre institutionelle Kooptation abgefедert.

Auf diese Weise gewannen traditionskritische Themen wie die Analyse des Kaiserreichs im Hinblick auf die Vorgeschichte des Nationalsozialismus eine neue akademische Legitimität. Durch ihre methodische Unterfütterung konnte sich die Sozialgeschichte als aufklärerische Oppositionswissenschaft präsentieren – etwa, indem sie sich der Arbeiterschaft und der Arbeiterbewegung zuwandte –, weil diese Unterfütterung politische Sympathien wissenschaftlich diskutierbar machte und kontrollieren half. Auch der Bezug auf zusätzliche, von der älteren »Strukturgeschichte« noch auf Distanz gehaltene Traditionsbestände wurde nun möglich. Otto Hintzes Studien wurden neu verlegt; Eckart Kehr,

1933 in der Emigration verstorben, erlebte eine Renaissance; andere Historiker in der amerikanischen Emigration wie Hans Rosenberg und Hans Speier gewannen Einfluß auf junge deutsche Sozialhistoriker, die anlässlich von Auslandsaufenthalten mit ihnen in Kontakt traten. Ihre Werke wurden in Deutschland publiziert. Ohne ihren direkten Einfluß überbewerten zu wollen, verliehen die Emigranten dem gesellschafts- und traditionskritischen Impetus der Sozialgeschichte eine neue wissenschaftliche und moralische Autorität. Ähnlich verhielt es sich mit neuen, die interdisziplinären Ansätze der »Strukturgeschichte« in ihrer Breite weit übertreffenden Kooperationsbeziehungen zu den Nachbardisziplinen. Da die methodische Fundierung des politischen Impulses sowohl eine explizite Theoriediskussion in der Geschichtswissenschaft begründete als auch eine Theoriekontroverse ermöglichte, die sich nicht im Aufeinanderprallen kontroverser ideologischer Positionen erschöpfte, war der Weg frei für eine unbefangene Rezeption auch normativ eigentlich unvereinbarer soziologischer und ökonomischer Ansätze. Dabei begünstigten biographische Voraussetzungen die bevorzugte Aufnahme amerikanischer Theorierichtungen, vor allem aus dem Bereich des Strukturfunctionalismus, durch dessen Brille man Weber las, und der Modernisierungstheorie. Nicht zuletzt damit emanzipierte sich die Sozialgeschichte vom Kulturpessimismus der »Strukturgeschichte«. Auch methodische Anregungen aus den amerikanischen Sozialwissenschaften, aus der großflächig vergleichenden Historischen Soziologie und der »neuen« amerikanischen Sozialgeschichte wurden aufgesogen. Auf der anderen Seite aber machte erst die methodische Fundierung eine offene Diskussion marxistischer Theorieelemente respektabel. Über die Debatte erkenntnistheoretischer Fragen schuf man Verbindungen zur »Frankfurter Schule«. <sup>13</sup> Die Weberrezeption half, Marxsche Theoreme für die Analyse historischer Sachthemen salonfähig zu machen, indem man sie gewissermaßen »weberianisch« relativierte und methodisch abpolsterte. Auf diese Weise konnte man sowohl Marxsche »Substanz« in die inhaltsleeren Strukturkategorien der älteren Sozialgeschichte einspeisen, ohne sich dem Marxismusvorwurf der konservativen Traditionalisten allzusehr auszusetzen, als auch gegenüber der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft vor allem der DDR ein eigenes Profil schärfen. Damit unterlief diese methodisch abgepufferte Marxrezeption gängige Tabus unter den Bedingungen der Systemkonfrontation. Und darüber hinaus sollte gerade die Interpretationskonkurrenz um Weber

und Marx seit Anfang der 1980er Jahre eine formale Verständigungsbasis für produktive Kontroversen mit Vertretern der DDR-Geschichtswissenschaft bilden. Auf dieser »ökumenischen« Basis wurden marxistisch-leninistische Geschichtsansätze als Positionen unter anderen diskutabel und zugleich ihre Absolutheitsansprüche abgewehrt. <sup>14</sup>

### *1. Ideologiekritik und Strukturbegriff in der Historischen Sozialwissenschaft*

Unstreitig ist, daß die deutsche Sozialgeschichte der 1960er und 1970er Jahre, obwohl dem strukturalistischen Programm der älteren »Strukturgeschichte« geradezu selbstverständlich verpflichtet, deren Rahmen gesprengt und an seine Stelle eine eigenständige neue »disziplinäre Matrix« gesetzt hat. Das gilt sowohl für ihre politisch-funktionalen als auch für ihre kognitiv-methodischen Komponenten. Von der gemeinsamen Basis eines überaus formellen, technizistischen Strukturbegriffs und einer thematischen Konzentration auf die industrialisierenden Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts ausgehend, wich die Sozialgeschichte seit den späten 1960er Jahren in signifikanten Punkten von ihrer Vorläuferin in der Fachhistorie ab, und zwar in einer Serie von Radikalisierungen und Neuakzentuierungen. Eine Radikalisierung erfaßte zunächst den sozialhistorischen Strukturbegriff selbst. Werner Conze hatte ihn als einen Begriff überindividueller Kollektivität und Prozeßdeterminiertheit eingeführt, um dem seiner Ansicht nach zunehmenden Einfluß technisch-funktionaler Sachzusammenhänge – vor allem in der Wirtschaft – auf die »geschichtlichen Konditionierungen« historischer Ereignisse Rechnung zu tragen. Damit bezeichnete Struktur so etwas wie die langfristig stabile, anonyme, sich hinter dem Rücken der Akteure Geltung verschaffende Morphologie der modernen Gesellschaft, ihre im Sinne restriktiver Handlungsspielräume verstandene Sozialstruktur. Um die politische Ereignishistorie angemessen zu erweitern, müsse die Sozialgeschichte zu ihren strukturellen Tiefendimensionen vorstoßen, zu ihren restriktiven »Konditionierungen« durch wirtschaftliche und soziale Faktoren, deren Bedeutung in der Neuzeit ständig zugenommen habe – mit der Tendenz, Geschichte in wachsendem Maße aus ihrer strukturellen Bedingtheit abzuleiten. <sup>15</sup>

Bei Conze wie bei Schieder stand das Verhältnis zwischen »Struktur« (als Kollektivphänomen) und »Persönlichkeit« im Vordergrund der Be-

griffsentwicklung, wobei es bei aller Strukturorientierung doch wesentlich auch darum ging, das Reservat der »handelnden, großen Persönlichkeit« neu abzustecken. Die Sozialgeschichte der »zweiten Generation« radikalisierte dieses Programm auf dem Wege der Inversion der Prioritäten. *Erstens* steigerten ihre Vertreter die strukturalistische Ausrichtung des Strukturbegriffs, indem er nunmehr nicht nur subjektbezogenen Kategorien: »Akteur«, »Handlung«, »Politik« als »Welttheater großer Persönlichkeiten«, sondern auch strukturellen Kategorien anderer Ordnung entgegengesetzt wurde: Danach galten »Struktur« wie »Prozeß« als langfristig stabile, evolutionär wirkende Kollektivphänomene, die von »Handlungen«, aber auch von »Personen«, »Entscheidungen«, »Ereignissen« und »Zufall« geschieden wurden.<sup>16</sup> Letztlich unterschieden sich nach dieser Lesart soziale Gefüge und Prozesse von ereignishaften Phänomenen in ihrer temporalen Erstreckung, was sich auch semantisch in der Geschichte niederschlug: als erfahrungsgebundene Veränderung gesellschaftsstrukturierender Schlüsselbegriffe. Hier fand die »Begriffsgeschichte« Reinhart Kosellecks ihren Ort im umfassenden Programm der Sozialgeschichte.<sup>17</sup>

»Struktur« wurde auf diese Weise zu einem Synonym für Langfristigkeit, Überindividualität und Stabilität, zu einer für die Akteure weder vollständig erfahrbaren noch zu beeinflussenden Basis für ihre Handlungen, die sich nur in kurzfristigen, flüchtigen »Ereignissen« manifestierten. Damit war eine Unterscheidung der »eentlichen« Geschichte als geschichtsmächtiger Tiefenströmung von den Ereignisketten als Oberflächenphänomenen getroffen. Dabei definierte man »Struktur« zwar wie Conze und Schieder als Handlungsspielraum der Akteure, schloß jedoch, worauf diese beharrt hatten, deren unter Umständen »strukturstiftendes« oder »strukturbrechendes« Potential weitgehend aus. In der Folge vereinnahmte man auf der einen Seite die »gewöhnlichen« Akteure für das System: als oft unbewußte Exekutoren struktureller Handlungszwänge verschwanden sie hinter funktionalen Sachzusammenhängen. Auf der anderen Seite interessierte man sich hinsichtlich der Handlungsspielräume der Akteure hauptsächlich für deren restriktive Dimension; danach ging Handeln, sofern es systemkonform war, größtenteils in der strukturellen Determiniertheit des Systems auf. Während Geschichte somit in weiten Teilen als Rekonstruktion *außerhalb* des Handelns und *vor dem* Handeln liegender Strukturbedingungen und Handlungsrestriktionen geschrieben werden konnte, reduzierte sich

das »Handeln« der Akteure auf einen von seinem strukturellen Rahmen eng umschlossenen und tendenziell zunehmend eingeengten Residualbereich, dessen analytische Minimierung u. a. Jürgen Kocka zum Programm erhob:

»[E]s scheint mir das Postulat höchstmöglicher Klarheit und das auch für Historiker zentrale Streben nach Erklärung (nicht nur Beschreibung oder Erzählung) dazu zu verpflichten, Ereignisse, Handlungen und Personen soweit irgend möglich strukturgehistorisch zu erfassen, d. h. auf ihre strukturellen Determinanten hin zu befragen und damit den Spielraum von Möglichkeiten, den die verschiedenartigen Strukturen in ihrem Zusammenwirken (strukturelle Konstellation) begrenzen, so eng wie irgend möglich zu ziehen. Der Rest, der nicht hinwegexpliziert werden darf, mag erzählt oder beschrieben, als Eigenart der jeweiligen Person oder des jeweiligen Ereignisses »verstanden« oder in seiner Faktizität lediglich festgestellt [werden].«<sup>18</sup>

Die Sozialgeschichte radikalisierte die »Strukturgeschichte« in der Konsequenz zu einer Betrachtungsweise der allgemeinen Geschichte, die von der Übermacht langfristiger, überindividueller, kollektiver Bedingungen, Voraussetzungen und Begrenzungen ausging und damit historische Phänomene von ihren Tiefendimensionen her ausleuchtete – in scharfem Kontrast zu einer an Personen, Handlungen und Ereignissen ausgerichteten »erzählenden« Betrachtungsweise, zu der man selbstbewußt in Deutungskonkurrenz trat. Spiegelbildlich reproduzierte sich die spezifische Personenorientierung der konventionellen Politikgeschichte als eine extrem strukturalistische, personenarme Systemgeschichte, die weniger auf eine theoretische Vermittlung der Kategorien als auf ihre wechselseitige Abgrenzung setzte.

*Zweitens* gelang durch diese strukturalistische Zuspitzung der Anschluß an die vor allem in der angelsächsischen Soziologie etablierten Makrokonzepte und Evolutionsschemata. Den Systembegriff entlehnte die Sozialgeschichte vom Strukturfunktionalismus, entkleidete ihn aber seiner – selber problematischen – handlungstheoretischen Fundierung. Das Verhältnis zwischen Akteur und System rückte eigentümlich an den Rand des sozialhistorischen Blickfeldes. In seiner doppelten Verwendungsweise als analytisches Ordnungsprinzip einer betrachteten gesellschaftlichen Gesamtwirklichkeit und als Bezeichnung für institutionelle Großkomplexe, die in dieser Wirklichkeit vorfindbar waren, ging der Systembegriff Talcott Parsons' mit dem funktionalformellen Strukturbegriff aus der Tradition Freyers und Conzes eine Symbiose ein, um ein begriffliches Instrumentarium zur Bezeichnung von Konstellationen



und Dynamiken bereitzustellen, für die die »Strukturgeschichte« nur nebulöse Globalkategorien besessen hatte. Damit wurde es möglich, auf spezifische Weise Kollektive und Institutionengefüge als Totalitäten und damit als Kollektivsubjekte zu begreifen. Ebenso schien nun gesamtgesellschaftlicher Wandel als inhärente Dynamik von Großsystemen kategorial faßbar. Nicht mehr in der kurzatmigen Hektik von »Haupt- und Staatsaktionen«, sondern in der funktionalen Abhängigkeit von »Subsystemen« mit unterschiedlichen Veränderungsgeschwindigkeiten sah man das eigentliche *Movens* von Geschichte, in anonymen Systemen und gesellschaftsweiten Prozessen, die nunmehr selber in den Rang eigenständig handelnder Akteure aufrückten.<sup>19</sup>

Damit hatten sich führende Vertreter der neueren Sozialgeschichte auf eine Terminologie festgelegt, die Institutionengefüge (Wirtschaft, Staat) und Kollektive (Klassen, Professionen) als handlungsferne, entpersonalisierte »superorganische« Totalitäten bezeichnete, sie zu Systemen und Subsystemen abstrahierte und ihnen den Rang von Kollektivakteuren zuwies, die den historischen Prozeß aus sich heraus vorantrieben: »Die historischen Entwicklungsprozesse bedürfen meist keiner individuellen Initiatoren, sondern wälzen sich, von einer Vielzahl zusammen- und gegeneinanderwirkender Impulse getrieben, unter analysierbaren Bedingungen dahin.«<sup>20</sup> Integration und Vergesellschaftung, für Weber erklärungswürdige Phänomene, wurden damit als gegeben vorausgesetzt, ihre *Abwesenheit* als zu interpretierende Defizite klassifiziert. In der Folge deutete man auch Weber und Marx »systemisch« um: In charakteristischer Weise übersetzte etwa Hans-Ulrich Wehler im Programm seiner Gesellschaftsgeschichte die Webersche Trias einander durchdringender *Handlungsformen* (des Wirtschaftens, des Herrschens und der kulturellen Vergesellschaftung) ebenso wie Jürgen Habermas' Differenzierung von »System« (Arbeit und Herrschaft als nonverbale Integrationsmedien) und »Lebenswelt« (Sprache) in die scharf geschiedenen institutionellen Komplexe von Wirtschaft, Politik und Kultur.<sup>21</sup> Der Systembegriff verwies auf umfassende Wirkungszusammenhänge und strukturelle Abhängigkeiten auf einer funktionalen, sachdimensionalen Ebene. Damit ließ sich Anschlußfähigkeit sowohl an soziologische Theorien sozialer Ordnungen (Sozialstruktur, Schichtung, Mobilität) und sozialer Kollektive (Stände, Klassen) als auch an Evolutionstheorien sozialen Wandels (Modernisierung) herstellen. Das eröffnete Wege, um die strukturfunktionalistische Evolutionsdeutung der Geschichte aus der

angelsächsischen Theorietradition und die konflikttheoretische Formationsdeutung aus der marxistischen und weberianischen Theorietradition miteinander zu verknüpfen. Zum einen ordnete man Weber und Marx in eine umfassende systemgeschichtliche und modernisierungstheoretische Perspektive ein, als Lieferanten von Deutungsschemata für spezielle thematische Phänomene (Bürokratie, Klassen) und historische Phasen (die Marxsche Klassentheorie als Interpretation für einen historisch vergänglichen Spezialfall sozialer Ungleichheit, die industrialisierende Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts). Damit waren Weber und Marx wissenschaftlich zu integrieren, ohne daß man gezwungen war, sich ihnen mit allen theoretischen und methodischen Konsequenzen in die Hände zu begeben. Auf diese Weise ließ sich zugleich eine auf den modernen Kapitalismus und die politischen Folgen sozialer Ungleichheit ausgerichtete Perspektive verfolgen, ohne dem hohen Abstraktionsgrad, den Harmonisierungstendenzen und dem Antimarxismus der amerikanischen Soziologie zum Opfer zu fallen. Zum anderen setzte man Webersche und Marxsche Erklärungsstrategien mit dem analytischen Instrumentarium der System- und Modernisierungstheorie um, band die historisch-soziologische Heuristik also an deren Forschungspragmatik, um die »klassischen« Ansätze zeitgemäß zu operationalisieren und zu »modernisieren.«<sup>22</sup> Die Verschränkung von Strukturfunktionalismus und kapitalismustheoretischer Soziologie deutscher Provenienz, die die Übernahme des Systembegriffs markierte, diente somit gleichzeitig einer neuen theoretischen »Westbindung« und der Rehabilitierung politisch brisanter historisch-soziologischer Forschungstraditionen.

*Drittens* leitete sich aus den empirischen Zweigen sozialwissenschaftlicher Modernisierungsforschung die forschungspragmatische Umsetzung sozialhistorischer Analysen ab. Auch das trug dazu bei, den angelegten Strukturalismus der Sozialgeschichte zu verschärfen. Die methodische Anlehnung an die Sozialwissenschaften und die vergleichende Historische Soziologie war die Konsequenz der Methodenpluralisierung, die im Zuge der Zurückdrängung strikt hermeneutischer Methoden forciert wurde. Das hieß letztlich die Übernahme quantitativer Untersuchungstechniken. Makrohistorische Ausrichtung, Systemdenken und Quantifizierung verhielten sich kongenial zueinander. Das strukturalistische Vokabular schlug dabei die Brücke zwischen theoretischer Konzeptionalisierung und empirischer Operationalisierung. Die systemischen Kategorien der Theorie ließen sich umstandslos in die

Taxonomien und Klassifikationen übersetzen, mit denen man die historischen Gegenstände vermaß. Umgekehrt avancierten die forschungspraktischen Schichtungsschemata und Berufsklassifikationen, mit denen man in der empirischen Analyse operierte, zu Grundlagen für die Begriffsbildung.<sup>23</sup> Die Identifikation von *Strukturanalytik* und *Strukturtheorie* der Gesellschaft verankerte den Strukturalismus somit sowohl auf der empirischen als auch auf der gesellschaftstheoretischen Ebene.

Die genannten Radikalisierungsformen der strukturalistischen Betrachtungsweise wurden *viertens* erkenntnistheoretisch explizit legitimiert. Gegen die politische Ereignisgeschichte mit ihrer Konzentration auf die »verstehende« Mimesis von Intentionen führte man ins Feld, daß der Erfahrungshorizont der Zeitgenossen notwendig beschränkt und Ereignisse daher aus dessen Rekonstruktion nicht voll zu erklären seien. Historische Zusammenhänge ließen sich nicht auf das reduzieren, »was die Menschen wechselseitig intendieren«.<sup>24</sup> Intentionen, Handlungen und ihre Begründungen seien ohne Rekurs auf die ihnen unterliegenden strukturellen Bedingungen nicht angemessen zu erklären. Den Zeitgenossen müsse aber die Einsicht in ihre strukturelle Gebundenheit fehlen, da diese nicht voll »erfahrbar« sei. So seien ihre Begründungen in Wahrheit Rechtfertigungen, Pseudoerklärungen und unvollständige Teildeutungen, Reflexe untergründiger Interessen, die die strukturellen Ursachen von Phänomenen in der Regel eher verschleierten als aufdeckten. Da den zeitgenössischen Akteuren die Einsicht in die Tiefenstrukturen ihrer Handlungskontexte fehle, müsse man quasi an ihnen vorbei nach Erklärungen ihres Verhaltens suchen, um »ideologiekritisch den Nebel mitgeschleppter Legenden zu durchstoßen und stereotype Mißverständnisse aufzulösen«.<sup>25</sup> Im Grunde erklärte diese erkenntnistheoretische Begründung die historischen Akteure zum Gegenstand einer retrospektiven Ideologiekritik, die die strukturalistische Perspektive als überlegenen Deutungsmodus legitimierte und Interpretationen, die sich von der Perspektive der Zeitgenossen möglichst unabhängig machten, analytische Priorität einräumte. Man rechtfertigte eine konsequent strukturalistische Ausrichtung im Grunde genommen damit, daß man den Selbstbeschreibungen der Akteure mißtraute und nur der theoriegeleiteten Analyse der historischen Tiefenströmungen, die man mit Hilfe gegenwartsbezogener Begriffe aufzudecken hoffte, wirkliche Erklärungskraft bescheinigte.<sup>26</sup>

Die strukturalistische Konsequenz aus der Aufwertung der Bedingun-

gen und Folgen bestand darin, daß die neuere Sozialgeschichte das zeitgenössische Handlungswissen ideologiekritisch in Frage stellte, das Strukturwissen aus seinen historischen Kontexten löste und beide Wissensformen, anstatt sie aufeinander zu beziehen, in ein dichotomisches Verhältnis brachte, in dem diesem Strukturwissen – als theoriegeleitetem, von der Gegenwart an die Vergangenheit herangetragenem Deutungsschema – eine erkenntnistheoretisch legitimierte Vorrangstellung zukam. Aus einem optimistischen Gegenwartsbild, das von der Beherrschbarkeit der Strukturen durch Theoriewissen und von der planerischen Gestaltbarkeit der Gesellschaft ausging, leitete sich eine tendenzielle Gleichsetzung von »Theorie« und »Struktur« ab, die ein fundamentales Wissensgefälle zwischen dem Historiker und den Zeitgenossen von vornherein implizierte: Danach waren die Zeitgenossen gerade deshalb so weitgehend strukturgebunden, weil ihnen die theoretische Einsicht in die »Strukturen« fehlte, während der theoretische Blick des Historikers nicht nur einen Erklärungsvorsprung sicherte, sondern einen überlegenen Zugriff auf die historische *Strukturrealität*. Theorie war damit »begriffene Struktur«, während die Strukturunterworfenheit der Zeitgenossen die »Unbegriffenheit« von Struktur reflektierte.

Analog zu dieser auf den historischen Gegenstand bezogenen Identifizierung von Erkenntnistheorie und Ideologiekritik attackierte die neuere Sozialgeschichte die konventionelle Fachwissenschaft mit methodologischen Argumenten gleicher Konstruktion. Danach ging eine auf das intentionale »Verstehen« herausragender zeitgenössischer Akteure ausgerichtete politische Geistes- und Ereignisgeschichte mit ihrem narrativen Gestus ebendiesen Akteuren auf den Leim. Notwendig mußte eine solche konventionelle Geschichte an den tatsächlich geschichtsmächtigen Bedingungen und Prozessen vorbeiziehen. Entweder geschah dies unfreiwillig, da man kein methodisches Instrument besaß, um »hinter« die Motive der Handelnden zu gelangen, oder aus dem hochideologischen Grund, daß einer so geschriebenen Geschichte an Affirmation und Apologie gelegen war. Demgegenüber konnte eine Ideologiekritik, angewandt auf die eigene Wissenschaft, deren uneingestanden mitgeschleppten normativen Gehalt und ihre angelegten Denkbarrieren freilegen. Damit erwies sich eine historische Strukturanalyse nicht nur in der Behandlung der historischen Gegenstände als überlegen, sondern auch als reflexiver, aufklärerischer und kritischer, als es der mimetische Geschichtsroman des Späthistorismus je sein konnte. Das von führen-

den Vertretern der neueren Sozialgeschichte formulierte Programm, Geschichte nicht als Philologie des Geistes, sondern als »Historische Sozialwissenschaft« zu betreiben, spiegelt diese Haltung.<sup>27</sup> Von der ideologiekritischen Selbstreflexion und der Hinwendung zu Erklärungsmustern, die auf strukturelle Grundlagen zielten, versprach man sich einen deutlichen Zuwachs an »Wissenschaftlichkeit«. Indem man sich dabei explizit an die »systematischen« Sozialwissenschaften anlehnte, kopierte man darüber hinaus deren zeitgenössische Annäherung an die »exakten« Naturwissenschaften.<sup>28</sup>

Zugleich setzte man infolge dieser Argumentation die diskursive strukturanalytische Erklärung dichotomisch von Zugangsweisen zur Geschichte ab, die »nur« erzählten, beschrieben und Ereignisketten rekonstruierten. Bewußt stellte man der Naivität der Narration die kritische Reflexivität der distanzierenden, Erzählverläufe immer wieder unterbrechenden, abwägenden und resümierenden Argumentation gegenüber. Dabei entlehnte die Sozialgeschichte Argumente aus sozialphilosophischen Debatten, die eigentlich entlang anderer Frontlinien verliefen. Die Kontroverse zwischen Jürgen Habermas und Hans-Georg Gadamer über die Möglichkeit, eine nichthermeneutische Grundlegung der Gesellschaftstheorie als Alternative zum Strukturfunktionalismus zu formulieren, wurde quasi in einer schiefen Schlachtordnung rezipiert: Während man Habermas' Abgrenzung von der Lebensphilosophie der Hermeneutik in der Form einer radikalen Historismuskritik übernahm, behielt man die Anlehnung an den von diesem scharf attackierten Strukturfunktionalismus wie selbstverständlich bei.<sup>29</sup> Hermeneutik, obwohl als ergänzendes Verfahren weiterhin toleriert, geriet auf diese Weise in einen *Gegensatz* zur Strukturanalyse. Der begriffsarme Positivismus und der bildungsbürgerliche Geschichtsroman fanden sich fortan im gemeinsamen Lager des »Historismus« wieder, dem die theoriegeleitete »Historische Sozialwissenschaft« geschlossen gegenüberstand. Den Verlust an Anschaulichkeit gegenüber der eingängigen, suggestiven Erzählung konzidierte die Historische Sozialwissenschaft als Preis der abstrakten Analyse, der jedoch nicht nur mit dem Gewinn eines kritisch-aufklärerischen Erkenntnisvorsprungs, sondern auch mit dem Vorzug einer Demokratisierung des bürgerlich-elitären Geschichtsromans zu verrechnen sei.

## 2. Theorie und Synthese in der Historischen Sozialwissenschaft

Eine weitere signifikante Neuausrichtung gegenüber dem Programm der »Strukturgeschichte« repräsentierte die vehement vorgetragene Forderung nach Theorieexplikation und Theorieverwendung. Dabei sprach man in vielen Beiträgen anstelle von historischer Theorie von »Theorien«, die man unspezifisch als »explizite und konsistente Begriffs- und Kategoriensysteme« definierte, »die der Erschließung und Erklärung von bestimmten historischen Phänomenen und Quellen dienen, aber nicht hinreichend aus den Quellen abgeleitet werden können«.<sup>30</sup> Diese Einführung des Theoriebegriffs folgte in erster Linie der ideologiekritischen Logik, nach der die Vergangenheit nur vor dem Hintergrund des theoretisch aufbereiteten Gegenwartswissens adäquat gedeutet werden könne, mit der Hilfe von Begriffen und Kategorien, die den Zeitgenossen nicht zur Verfügung standen und deren Applikation damit einen ihnen überlegenen Zugang zur Interpretation gewährleistete.<sup>31</sup> Damit korrespondierte eine Geschichtswissenschaft, die explizit und theorieförmig auf ihre Grundlagen reflektierte, die Verwendung von Theorien als Schlüssel zu »tieferen« Deutungen der Vergangenheit akzeptierte und diesen Theoriegebrauch ausdrücklich erörterte. Die Explikation theoretischer Ansätze, ihr diskursives Abwägen und der argumentative Bezug auf theoretische Kategorien in der empirischen Darstellung galten als Voraussetzungen für einen kritischen, umfassenden Zugang zur Geschichte, der gegenüber einem »naiven« Einlassen auf die Quellenbegrifflichkeit und einer hermeneutischen Mimesis zeitgenössischer Intentionen – ob aus konservativer Theorieaversion oder affirmativen Motiven – als überlegen galt. Nur eine explizit theoriegeleitete Geschichtswissenschaft – im Sinne einer »Historischen Sozialwissenschaft« – konnte nach dieser Lesart die Wissenschaftlichkeit der Geschichte gewährleisten und ihre kritische politisch-didaktische Aufklärungsfunktion erfüllen.<sup>32</sup>

Daß die neuere Sozialgeschichte in diesem Zusammenhang ausdrücklich dazu aufforderte, sich bei der Suche nach gegenstandsbezogenen Ausprägungen von »Theorien« bei den benachbarten »systematischen« Sozialwissenschaften: der Soziologie, der Politikwissenschaft und der Ökonomie, zu bedienen, Theoreme von dort zu »entlehnen« und sie »instrumentell« auf historische Gegenstandsbereiche anzuwenden, hatte ebenfalls erkenntnistheoretische und damit wiederum ideologiekritische

Gründe.<sup>33</sup> Zum einen dominierten in den Sozialwissenschaften der 1960er und 1970er Jahre eben jene System-, Prozeß- und Totalitätsbegriffe, die die Sozialgeschichte in ihrer strukturalistischen Anlage benötigte, um ihre Strukturanalyse kategorial auszurüsten. Denn überlegene Geschichtsinterpretation und systemische Makroperspektive bedingten einander.<sup>34</sup> Zum anderen aber erlaubte das Beharren auf der »Instrumentalität« der Theorieverwendung die Konstruktion einer Spannung zwischen »Systematik« und »Empirie«, die die traditionelle Integrität von »Geschichte« unangetastet ließ – als einer zeitlichen Abfolge von Begebenheiten, die aus den Quellen heraus rekonstruiert werden mußten und nicht als Fälle unter ein allgemeines Muster subsumierbar waren. Diese Spannung bestand auf der Gegenstandsebene in der unterstellten Distanz zwischen »Modell« und »historischer Wirklichkeit«, die nicht als Mangel empfunden wurde, sondern als Möglichkeit, eine »modellfreie« Sphäre von »Realität« als eigentlichen Gegenstand von Geschichte zu bewahren. Dabei half im Grunde der strikte Gegenwartsbezug und auch der semantische Abstraktionsgrad sozialwissenschaftlicher Kategorien. Die Spannung bestand ferner auf der Ebene der Theoriereflexion zwischen genereller Theorieorientierung und der prinzipiellen – distanzierten – Gleichbehandlung konkreter Theoreme. Sie diente dazu, die Vorläufigkeit, reine »Instrumentalität« und Folgenlosigkeit der Verwendung bestimmter Theorieelemente semantisch zu kennzeichnen. Theoriebildung fiel dabei im allgemeinen in den Zuständigkeitsbereich der Sozialwissenschaften, während die Sozialgeschichte deren Angebote auf empirische Gegenstandsbereiche »anwandte«. Auf der Ebene der ideologiekritischen Erkenntnistheorie schließlich bestand die wichtigste Spannung zwischen Theoriereflexion als allgemeiner Voraussetzung für die Reflexivitätssteigerung der Geschichtswissenschaft und der folgenreichen Bindung an bestimmte Theorien. Der distanzierte Gestus, mit dem die neuere Sozialgeschichte trotz aller Emphase für »Theorien« den Theorieausprägungen gegenüberstand, reflektierte, daß dem Diskurs über Theorien gegenüber ihrer faktischen Verarbeitung Priorität zukam. *Der Reflexionsprozeß selber* begründete den Vorsprung an Selbstaufklärung und Wissenschaftlichkeit, den sich die Sozialgeschichte bescheinigte. Dafür benötigte man als solche leicht identifizierbare, leitmotivische Theoriesprachen, die in der Diskussion nachvollziehbar voneinander abgesetzt und von der Darstellung historischer Verläufe auf Distanz gehalten und kontrolliert werden konnten.

Damit wird deutlich, daß der Theoriebezug der »Historischen Sozialwissenschaften« in seiner Form ebenso in ihrem ideologiekritischen Impetus wurzelte wie sich ihre Epistemologie im wesentlichen auf Ideologiekritik konzentrierte. Denn die Bereitschaft zu expliziter Theoriediskussion war eine Reaktion auf die Einsicht in den konstruktiven, auf perspektivische Fragestellungen hin organisierten und damit stets partialen Charakter des historischen Erkenntnisprozesses, während man aus der Standortgebundenheit jeder historischen Analyse die offene, möglichst klare Bestimmung des eigenen Standortes als analoge Konsequenz ableitete. Theoriediskussion und Standortbekenntnis waren zwei Seiten derselben ideologiekritischen Medaille.<sup>35</sup> Daraus leiteten sich zwei wichtige theoriestrategische Vorentscheidungen ab: Zum einen rezipierten vor allem Kocka und Wehler Webers erkenntnistheoretischen Ansatz und insbesondere seine Begrifflichkeit des »Idealtypus« in einer Weise, die von dessen handlungstheoretischen Fundierungen und konstruktivistischen Verankerungen absah und »Idealtypus« im Grunde als Sammelkategorie für die oben angesprochenen Spannungen zwischen Theorie und Empirie umdeutete. Zum anderen diente die ideologiekritische Basis, die Theoriediskussion und Standortbekenntnis gemeinsam hatten, zur Begründung der Theorieauswahl durch die Offenlegung normativer Prämissen. Damit entschied das Standortbekenntnis forschungspraktisch über den Ausgang der Theoriediskussion. Theoriebindung wurde letztinstanzlich auf Wertentscheidungen zurückgeführt – was einem normativ gebändigten Theorielerativismus Raum bot.

Interessanterweise haben führende Vertreter der neueren Sozialgeschichte Max Webers »idealtypische Methode« zuerst vornehmlich in ihrer erkenntnistheoretischen Dimension rezipiert und sie vorteilhaft von Marx'schen Erkenntnisprämissen abgesetzt.<sup>36</sup> Dabei konzentrierte sich die Anlehnung an Weber auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen »Objektivität« und »Parteilichkeit«, während Webers begriffliche Verarbeitung der Relationen zwischen Konstruktion und Realität und zwischen dem virtuellen und doch handlungsleitenden Charakter von Struktur bezeichnenderweise unterbelichtet blieb. Diese selektive Übernahme des »Idealtypus« diente dazu, die Mehrfrontenposition der »Historischen Sozialwissenschaft« im Grundlagenstreit der 1970er Jahre zu befestigen: Erstens führte man Weber als historisch-soziologische Autorität ins Feld, um die Verknüpfung von Wertbezug und Theorieorientierung in der neueren Sozialgeschichte gegen die Theorieaversion der kon-

ventionellen Fachhistorie wie auch gegen den Objektrealismus der »Strukturgeschichte« zu legitimieren.<sup>37</sup> Im Zuge dieser Argumentation leitete man die Notwendigkeit des Theoriegebrauchs aus der Unausweichlichkeit der Standortgebundenheit historischer Erkenntnis ab. »Idealtypus« übersetzte sich in diesem Zusammenhang in eine zusätzliche methodische Kontrolle, welche die theoretischen Reflexionen als Konsequenz der Einsicht in die eigenen Wertbezüge gewährleisten sollten. Den Vorwurf einer ideologischen Indienstnahme und Verzerrung von Geschichte, der von Vertretern des Späthistorismus erhoben wurde, konterte man mit der Gegenattacke, Objektivität im Sinne des Anschmiegens an den Werthorizont der Zeitgenossen müsse eine naive Illusion bleiben. Statt dessen sei die zu akzeptierende Allgegenwart der »Parteilichkeit« als Verpflichtung zu theoretischer Sorgfalt zu verstehen. Politisch-aufklärerische Perspektiven seien legitim wie andere Wertbezüge zur Vergangenheit, führten aber im Gegensatz zu diesen zu einem Reflexivitätsgewinn. Zweitens ließ sich mit der Adaption des »Idealtypus« der »instrumentelle« Charakter des Theoriebezugs gegen Vorwürfe einer soziologischen Überschematisierung der Vergangenheit in einer spezifisch »historisierenden« Weise betonen. In diesem Kontext ging man dazu über, Gegenstandstheorien als *Idealtypen* zu definieren, obwohl sie bei näherem Hinschauen nichts anderes repräsentierten als *Modelle*, wie sie in den »systematischen« Nachbarwissenschaften üblich waren.<sup>38</sup> Damit unterstrich man semantisch den konstruktiven Charakter der eigenen Modellbildung, implizierte aber zugleich die Existenz einer unabhängig gegebenen historischen Realität und die Notwendigkeit einer Nichtkongruenz zwischen Theorie und Wirklichkeit, die *Geschichtsschreibung* anstelle von *Modelldeduktion* und *-universalisierung* forderte.<sup>39</sup> Darin verbarg sich eine Konzession an die epistemologischen Standards der »Mainstream«-Historie, aber ebenso eine unterschwellige Vorstellung, daß Theoriegebrauch in der Sozialgeschichte doch etwas anderes – und mehr – sein konnte als voluntaristische Modellbauerei. Es wird deutlich, daß hier die Frage des Wertbezugs wieder in die Diskussion eintrat, und dies spiegelte sich in der Erörterung der »Adäquatheit« von Theorien und der Begrenzung des »Spielraums« wider, den der Historiker bei seinen theoretischen Vorentscheidungen besaß.<sup>40</sup> Drittens schließlich wandte sich die Adaption des »Idealtypus« gegen den Absolutheitsanspruch des Marxismus-Leninismus, dessen epistemologische Prämissen in der Debatte ständig präsent waren. Das Beharren auf der

»idealtypischen« Verwendung von Kategorien begegnete dem latenten Marxismusvorwurf auf seiten der konservativen Fachhistorie. Umgekehrt begegnete es der marxistisch-leninistischen Gleichsetzung von »Parteilichkeit« mit der bedingungslosen Übernahme der historisch-materialistischen Epistemologie. Während auf der einen Seite die »wertfreie« Objekttheorie historischer Erkenntnis im Gefolge des Späthistorismus angegriffen wurde, wehrte man sich auf der anderen Seite gegen die Abbildvorstellungen und den Determinismus marxistisch-leninistischer Positionen. Während man gegen die erste Richtung die erkenntnisfördernde Funktion einer theoretisch kontrollierten Standortgebundenheit hervorhob, betonte man gegen die zweite Richtung die prinzipielle Distanz zwischen Theorie und Realität, die auch für Marxsche Theoreme gelte, das Auseinanderfallen von Epistemologie und gegenstandsbezogenen Deutungsmustern begründe und damit die »eklektizistische« Kombination unterschiedlicher Theorieschulen rechtfertige.<sup>41</sup> Bei allen Parallelitäten im Systemdenken, in der strukturalistischen Perspektive, in der Privilegierung der sozialökonomischen Dimensionen von Geschichte und im Interesse an der Operationalisierung Marxscher Theoreme setzte sich die »Historische Sozialwissenschaft« in erster Linie auf der Basis des Weberschen »Idealtypus« und damit erkenntnistheoretisch von der marxistischen Geschichtswissenschaft ab.<sup>42</sup>

Die weitgehende Identifizierung von Erkenntnistheorie mit Ideologiekritik und von Theorieverwendung mit Standortbekenntnis entschied letztlich die Selbstzuordnung vieler Sozialhistoriker zu einem weiten modernisierungstheoretischen Paradigma, wenn auch längst nicht alle Modernisierungshistoriker dem Weg folgten, den die »Historische Sozialwissenschaft« einschlug. Modernisierung konnte in einem umfassenden Sinne als Gesamtheit aller Prozesse verstanden werden, die zur Herausbildung industriekapitalistischer Gesellschaften mit repräsentativen Demokratien, institutionalisiertem Klassenkonflikt und sozialem Interventionsstaat geführt hatten. Gerade in ihrer allgemeinen Variante, die sich mit Thesen über Wirkungszusammenhänge und Zordnungen zurückhielt, entwickelte die Modernisierungstheorie eine enorme Anziehungskraft, erlaubte sie doch eine systemische, wenn auch nicht präjudizierende Verknüpfung von Wirtschaft, Gesellschaft und Politik und bot sie doch Vorstellungen ein Widerlager, die von der ökonomischen Bedingtheit von Gesellschaft und von der sozioökonomischen Bedingtheit von Politik ausgingen.<sup>43</sup> Zugleich machte sie Gesamtgeschichte und

Sektorgeschichte miteinander kompatibel; ohne weiteres konnte man Modernisierungsgeschichte in isolierten Teilbereichen schreiben und diese trotzdem als Strang eines umfassenden gesellschaftlichen Prozesses verstehen. Daraus ergab sich eine »Metaerzählung«, in die speziellere oder stärker akzentuierte Theorien umstandslos eingebaut werden konnten, was z. B. für eine nichtdialektische Marxsche Klassentheorie oder für einen »systemisch gewendeten« Weber galt. »Modernisierung« war ein Schema, das gesellschaftstheoretische Konstellations- und Prozeßanalysen in eine übergreifende evolutionistische Perspektive einzu-binden erlaubte, in der die traditionelle Vorstellung von der »Einheit der Geschichte« überraschend konventionell aufgehoben war. Arbeiterklas-senbildung, die Modernisierungsgeschichte des Streiks, soziale Mobilität, Professionalisierung, kommunaler und politischer Strukturwandel als Symptom gesellschaftlicher Modernisierung u. a. bildeten Forschungs-felder, die im Rahmen eines solchen Modernisierungsparadig-mas entstanden – mit durchaus unterschiedlichen theoretischen Akzen-tuierungen und Deutungsangeboten im einzelnen. Das herrschende politische Klima in Deutschland bzw. im Westen führte ein breites ideol-ogisches Spektrum unter dem tendenziell positiv besetzten Modernisie-rungsbegriff zusammen: Marktwirtschaft wie Kapitalismuskritik ließen sich mit modernisierungstheoretischen Argumenten verfechten; Arbei-terhistoriker konnten auf die Regierungspartizipation der Sozialdemo-kratie, den Sozialstaat und die wichtige Rolle verweisen, die die Gewerk-schaften im gesellschaftlichen System der Bundesrepublik spielten; schließlich konnte man auch Weber modernisierungstheoretisch »ver-einfachen« und Marx als einen verkappten Modernisierungstheoretiker behandeln.<sup>44</sup>

Führende Vertreter der »Historischen Sozialwissenschaft« gingen jedoch weit über diese lockere Zuordnung hinaus. Sie entwickelten ein Modell von »Modernisierung«, das auf dem – wenn auch nicht spannungs- und konfliktfreien – Entsprechungsverhältnis von markt-wirtschaftlicher Industrialisierung und liberal-demokratischem Regie-rungssystem basierte. Bei der Konstruktion dieses Modells stand ein abstraktes Bild Pate, das man aus der Stilisierung vor allem der engel-sächsischen Gesellschaften der Nachkriegszeit gewonnen hatte.<sup>45</sup> Die »Historische Sozialwissenschaft« erhob somit den Prozeß der erfolgrei-chen westlichen Modernisierung zum Modell – im Sinne eines virtuellen historischen »Normalverlaufs«, der als Maßstab für fortab program-

matisch geforderte historische Vergleiche und als Ideal galt, an dem man abweichende historische Verläufe messen konnte. Es war eine emphati-sche Wertentscheidung, die dieser theoretischen Verortung unterlag: Das Bekenntnis zur westlichen Modernisierung war Ausdruck einer leidenschaftlichen Identifikation mit der Nachkriegsgesellschaft der Bundesrepublik in ihren progressiven, sprich: dem vorangeschrittenen Westen weiter nacheifernden Elementen. Damit verankerte man die Bundesrepublik im Lager der westlichen Moderne, als eine Gesellschaft, die die Lektionen des Nationalsozialismus gelernt hatte. Eine solche kathartische Wertentscheidung reklamierte die »Historische Sozialwis-senschaft« auch für sich selbst. Mit ihrer unterschiedenen normativen Westbindung zog sie die Konsequenzen aus der politisch belasteten Tra-dition der deutschen Fachhistorie und setzte sich als Repräsentantin eines auch politischen Neuanfangs von dieser ab. Zugleich bildete diese Wertentscheidung die Basis für ein anspruchsvolles wissenschaftliches Programm: Eine innerwissenschaftliche Konsequenz aus dem Traditi-onsbruch war, die historische Erklärung des Nationalsozialismus zu einem zentralen Fluchtpunkt der Geschichtsarbeit zu machen – mit dem Schwerpunkt auf seiner strukturellen Tiefenanalyse, seinen langfristi-gen Ursachen und seiner Distanz zu dem Modell der westlichen Moderne, dem man sich so emphatisch zugeordnet hatte. Die Moderni-sierungstheorie lieferte auf diese Weise die entscheidenden Versatz-stücke, mit dem dieses Programm angegangen werden konnte: Sie bot ein normatives Modell, auf das man seine Standortgebundenheit bezie-hen konnte; sie repräsentierte eine historische Norm, die als Vergleichs-folie dienen konnte, und sie stellte eine Struktur- und Systemsprache für die geforderte historische Tiefenanalyse des Nationalsozialismus zur Verfügung. Daraus ergab sich eine historisch spezifische Synthesepers-pektive, die es erlaubte, allgemeine Geschichte aus der Betrachtungs-weise der »Historischen Sozialwissenschaft« zu schreiben und als eine sozialökonomisch orientierte Geschichte der Gesamtgesellschaft neu zu konzipieren, die durch ihren politischen Fluchtpunkt und ihre themati-sche Schwerpunktsetzung auf die langfristigen Ursachen des National-sozialismus ihre notwendig perspektivische Fragestellung erhielt.<sup>46</sup>

Aus dieser Konzeption leitete sich das Projekt einer umfassenden Syn-these ab, das Hans-Ulrich Wehler in der Form seiner »Deutschen Gesell-schaftsgeschichte« seit den 1970er Jahren schrittweise entwickelte. Diese Form der Umsetzung war alles andere als selbstverständlich. Die theore-

tische Begründung von Geschichte als Historischer Sozialwissenschaft hätte es auch nahegelegt, eine theorieförmige Synthese zu suchen und die Rolle der empirischen Darstellung in zu dieser anschlussfähigen Spezial- und Teilbereichsforschungen zu sehen. Man gestand dies im Argument, es könne immer nur perspektivische Partialdeutungen geben und deshalb je nach gewählter Perspektive konkurrierende Darstellungen identischer Phänomene mit gleichen Geltungsanspruch, durchaus ein. Aber Wehler blieb mit dem Beharren auf einer *materiellen* Synthese dem Prinzip einer zusammenhängenden, empirisch gefüllten *inhaltlichen* Gesamtdeutung deutscher Geschichte treu und zeigte sich damit allen theoretischen Überlegungen zum Trotz dem historistischen Bestehen auf der realen *Einheit der Geschichte* verpflichtet. Voraussagbar mußte ein solches Unternehmen vor dem Problem, divergierende Perspektiven und eine Unzahl von Befunden mit einer perspektivischen Interpretation zu vereinbaren, ins Enzyklopädische flüchten, wobei es durch seine unterliegende interpretatorische Stoßrichtung zugleich den Eindruck erweckte, ein definitives Deutungsangebot (mit vielen Deutungslücken) zu unterbreiten.

Die Erfahrung der Kriegs- und Nachkriegsgeneration mit dem Nationalsozialismus und seiner retardierten Verarbeitung in Gesellschaft und Wissenschaft prägte das Programm der historisch-sozialwissenschaftlichen »Gesellschaftsgeschichte« in ihrer Grundstruktur: in ihrer normativen bzw. theoretischen Westbindung und in ihrer Ausrichtung auf die Erklärung des Nationalsozialismus aus einer gesellschaftlichen, langfristigen Perspektive. Theoretisch gewendet bedeutete das die Kombination von Modernisierungstheorie, Vergleich und gesellschaftlicher Vorgeschichte des Nationalsozialismus. In einer inzwischen mehr als 25 Jahre andauernden Debatte schälte sich dabei eine »Metaerzählung« der deutschen Geschichte bis 1945 heraus, die als »Sonderwegthese« die integrierende Fluchtlinie der neueren gesellschaftsgeschichtlichen Syntheseentwürfe bilden sollte.<sup>47</sup> In ihren Grundzügen ging die »Sonderwegdeutung« der deutschen Geschichte davon aus, daß sich mit der krisenhaften Ausbreitung des Industriekapitalismus und seiner Klassenstrukturen alle industrialisierenden Gesellschaften ähnlichen Verarbeitungsproblemen gegenüber gesehen hätten. Diese Modernisierungsprobleme hätten fundamentale Herausforderungen für die Politik dargestellt. Während die westlichen Gesellschaften diese jedoch im Rahmen ihrer parlamentarisch-demokratischen Verfassungen zu bewältigen

vermochten, beschritt Deutschland als einziges hochindustrialisiertes Land einen »Sonderweg« in eine singular zerstörerische Diktatur. Da die normativen Vorannahmen implizierten, daß eine gesellschaftlich gut verankerte parlamentarische Demokratie offenbar die geeigneten Verarbeitungskapazitäten für Modernisierungskrisen besaß, leitete sich aus der offenkundigen Schwäche der Demokratie im Deutschland der Weimarer Republik ein gesellschaftliches Defizit ab, das universelle Modernisierungsprobleme besonders verschärfte, ausgleichende Modernisierungsprozesse in wichtigen gesellschaftlichen Bereichen blockierte und den Weg für autoritäre Ausbruchversuche aus den Modernisierungsdilemmata freimachte. Dieses gesellschaftliche Defizit erklärte der »Sonderweg«-Ansatz hypothetisch mit einer langfristig entstandenen einzigartigen Koinzidenz dynamisierender moderner und beharrender traditioneller Strukturen. Eine hochmoderne Wirtschaft korrespondierte nach dieser Lesart mit einer gesellschaftlichen Rückständigkeit, die das Bürgertum schwach hielt und damit dessen liberale »Aneignung« der »Zivilgesellschaft« in Ansätzen steckenbleiben ließ. Eine fortgeschrittene Klassenbildung der Arbeiterschaft habe als Gegenbewegung die bereitwillige Unterordnung des Bürgertums unter ein autokratisches Herrschaftssystem zur Folge gehabt. Trotz einer enormen Modernität in der Form bürokratischer Effizienz habe das politische System in Deutschland die Dominanz vorindustrieller Eliten langfristig festgeschrieben und notwendige Demokratisierungsprozesse blockiert. Die Gewöhnung des Herrschaftskartells aus industriellen und vorindustriellen Eliten an autoritäre Problemlösungen, die klassengesellschaftlich bedingte Aversion gegen Demokratisierung und die in Imperialismus und Weltkrieg bereits eingeübte Flucht in außenpolitische Aggression hätten dann die entscheidenden Weichen dafür gestellt, daß unter dem wirtschaftlichen Krisendruck der späten 1920er Jahre die Verheißung der nationalsozialistischen Radikaldiktatur attraktiv werden konnte.

In dieser Deutung konnte sich die kritische Interpretation der deutschen Geschichte mit ihrer zweifachen kathartischen Wendung verbinden: Die »Sonderweg«-Interpretation verkörperte die Läuterung der Historiker wie auch der Bundesrepublik, deren Nachkriegsgeschichte eben die Abkehr vom »Sonderweg« und ihre Ankunft in der westlichen Moderne repräsentierte.<sup>48</sup> Sie verkörperte zugleich ein selbstkritisches Aufklärungspotential, mit dem die Historiker ihren Beitrag zur Schaffung einer offenen, rational steuerbaren Gesellschaft zu leisten hofften. Sie

tat dies in der Form eines Angebots zur thematischen Einlösung des Anspruchs, »die Historie mit Hilfe der Sozialwissenschaft theoretisch und methodisch umzuformen bzw. zu erweitern«.49 Im »Sonderweg« fand die normative theoretische Westbindung ihren historiographischen Ausdruck. Ihre Pointe bezog diese Interpretation darauf, daß sie auf der einen Seite eine gesellschaftskritische Deutung der Ursachen des Nationalsozialismus anbieten konnte, ohne in einen flachen Antikapitalismus zu verfallen. Dagegen schützte der vergleichende Blick auf den Westen. Auf der anderen Seite konnte sie ihre Westbindung affirmativ legitimieren, indem sie den Nationalsozialismus nicht als entartete Moderne, sondern als singuläre Mischung moderner und antimoderner Elemente zu begreifen suchte, deren Explosivität in der partiellen Brechung der Modernisierung durch antimoderne Elemente gesehen wurde. Insofern bestand z. B. der Anteil der Kapitalisten an der Wegbereitung des Nationalsozialismus nicht darin, daß sie »in ihrem Klasseninteresse« gehandelt hatten, sondern daß sie als Modernisierungsagenten im Bereich der Politik versagt, letztlich also nicht »modern« genug gewesen waren. Der »Sonderweg« verlagerte Gesellschaftskritik von der Kapitalismuskritik auf eine Kritik antimoderner Elemente in der modernen Gesellschaft.

Das »Sonderweg«-Paradigma wurde von den Anregungen und Einflüssen der Emigranten, insbesondere Kehrs und Rosenbergs, erkennbar geprägt. Beide Historiker repräsentierten im Grunde zwei Pole, von denen aus mit gemeinsamer Zielrichtung, aber gegenläufig versucht wurde, politische Geschichte zu einer integralen Gesamtgeschichte der Gesellschaft unter sozialökonomischen Gesichtspunkten zu erweitern und damit Politik auf neue, »tiefere« Weise zu erklären. Politik, das entsprach den Erfahrungen der jüngeren Historikergeneration, ließ sich nicht adäquat in der Form des alteuropäischen Staatsidealismus konzeptualisieren, der den Staat auf die Ideen großer Staatsmänner reduzierte und als Nation im Balancekonzert der »Mächte« wie eine wesenhafte Entität eigenständig handeln ließ. Die strukturalistische Ausrichtung verschob das Augenmerk vielmehr auf die ökonomischen und sozialen Prozesse mit ihrer eigenen Dynamik, die Politik oft nur als Reaktion auf Strukturbedingungen erscheinen ließen. Die Industrialisierung wurde als so epochaler Umwälzungsprozeß bewertet, daß ohne die Einbeziehung ihrer Wirkungen und Konsequenzen eine Analyse seitheriger Politik sträflich unzureichend schien. Mit Kehrs Formel vom »Primat der Innenpolitik« fand diese Uorientierung einen prägnanten Aus-

druck.<sup>50</sup> Kehrs Arbeiten wurden zum Vorbild für eine politische Sozialgeschichte, die Politik als Kampf konkurrierender Interessen verstand, die von organisierten sozialen Gruppen verfochten wurden, welche wiederum in der gesellschaftlichen Sozialstruktur ihr Widerlager besaßen. Im Kern dieses Ansatzes stand eine ihres ökonomistischen Charakters entkleidete marxistische Politikauffassung, in der die Klassenrhetorik stark zurückgenommen war. Politik spielte sich in der staatlichen Arena ab, auf die sozialökonomische Gruppeninteressen entscheidend einwirkten. Diese Gruppeninteressen hatten einen Klassenhintergrund, waren aber mehr als ein Reflex von Klassenlagen. Zu ihrem ausschlaggebenden Medium avancierten die intermediären Organisationen – Interessenverbände, Berufs- und Ständeorganisationen –, die die Gruppeninteressen im vorpolitischen Feld integrierten und in der politischen Arena artikulierten. Politikgeschichte wurde im Rahmen dieses Ansatzes durch die Einbeziehung interessenpolitischer Verbände erweitert. Die sozialhistorische Perspektive des Ansatzes ergab sich daraus, daß diese Verbände sozialökonomisch fundierte Gruppeninteressen vertraten. Methodisch dominierte dabei weiterhin eine recht konventionelle Organisations- und Ideologieggeschichte, die sich nun auf einen neuen Gegenstand richtete. Ein ganzes Genre von Studien, die eine solche Erweiterung der Politikgeschichte ins vorpolitische Feld praktizierten, entstand in den 1960er und 1970er Jahren.

Den Anregungen Hans Rosenbergs verdankte sich die Herausbildung eines wahlverwandten, aber in umgekehrter Richtung argumentierenden Ansatzes. Rosenberg hatte die enge Fühlung zur Wirtschaftsgeschichte gesucht und insbesondere die Wachstums- und Konjunkturtheorie als Instrument für die sozialhistorische Analyse entdeckt. Die krisenhafte konjunkturelle Entwicklung war für Rosenberg eine entscheidende Quelle gesellschaftlicher Dynamik. Besonders ausgeprägte Krisenperioden übten danach einen gesellschaftlichen Druck aus, der in sozialstrukturellen Wandlungsprozessen verarbeitet wurde und in der Organisation von Interessen, dem Wandel von Mentalitäten und Ideologien und in neuen Herausforderungen an die staatliche Politik seinen Ausdruck fand. Auch diesem Ansatz unterlag eine in ihrer Klassenrhetorik stark abgeschwächte marxistische Perspektive. Studien zur Geschichte der Arbeiterschaft, der Professionen sowie anderer sozialer Gruppen griffen Rosenbergs Anregungen ebenso auf wie Arbeiten zum Strukturwandel des Kapitalismus in Deutschland, die sich dem Theorem



des »Organisierten Kapitalismus« zuordneten.<sup>51</sup> Wie auch Untersuchungen zur deutschen Angestelltenschaft zeigten, ließ sich der wachstums- und konjunkturtheoretisch fundierte sozialökonomische Ansatz zur Erklärung von Gruppenbildungen und Interessenorganisationen kongenial in eine »Sonderweg«-Perspektive einspannen, indem man solche Prozesse als durch das gesellschaftlich-politische System in Deutschland charakteristisch gebrochene Reaktionen auf allgemeine Modernisierungsprozesse und -krisen und damit als Abweichungen vom westlichen Normalpfad interpretierte, die weitreichende politische Konsequenzen zeitigten.<sup>52</sup>

Über das doppelte Interesse an gesellschaftlicher Modernisierung und ihrer – bezogen auf den deutschen Fall – inversen Deutung als »Sonderweg« gelang der Historischen Sozialwissenschaft eine weitreichende Verschränkung von Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, die nunmehr vom Feld der Sozialgeschichte aus erfolgte. Diese »Sozialhistorisierung« der Wirtschaftsgeschichte brachte eine Unternehmensgeschichte hervor, die das kapitalistische Unternehmen von einem Ausgangspunkt der Analyse – etwa in der Arbeitergeschichte oder bei der konjunkturtheoretischen Fundierung organisierter Interessen – zu einem eigenständigen Gegenstand machte. Dabei knüpften Jürgen Kocka und andere an das Wachstumsparadigma Alfred D. Chandlers, des Nestors der amerikanischen »business history«, an. Dessen Wachstumsperspektive und seine Konzentration auf die Institutionen des »Big Business«, auf strategisches Managementhandeln und Formen unternehmensinterner Bürokratisierung, erwiesen sich als äußerst anschlussfähig für die Fragestellungen und Ansätze der Historischen Sozialwissenschaft.<sup>53</sup> Nicht zuletzt ließ sich die Chandlersche Wachstumstheorie ohne gravierende Reibungseffekte in eine »Sonderweg«-Perspektive einbauen.

Aus der Vogelschau war es mithin eine zweifache Integrationsklammer, die die disziplinäre Matrix der deutschen Sozialgeschichte thematisch, theoretisch und methodisch zusammenhielt. Eine lockere und flexible Integration erfolgte auf der Basis des Konsenses über die große Bedeutung sozialökonomischer Faktoren in der modernen Geschichte, über deren strukturelle Prägekraft und kollektivbildende Rolle. Daraus leitete sich die Vorstellung von der sozialökonomischen Bedingtheit von Politik und damit der Dominanz innenpolitischer Interessenkonstellationen für deren Erklärung ab. Inhaltlich bewegte man sich weitgehend »im Umkreis einer allgemeinen Modernisierungstheorie«, unter deren wei-

tem Dach funktionalistische, marxistische, weberianische Ansätze und sogar ein unspezifischer »Modernisierungsjargon« (Hans-Ulrich Wehler) problemlos koexistieren konnten.<sup>54</sup> Der Primat der »Erklärung« – gegenüber dem hermeneutischen »Sinnverstehen« – und die strukturanalytische Ausrichtung bedingten einander, und diese Orientierung bot breite Anschlußflächen für quantifizierende Methoden und sozialwissenschaftliche Analysetechniken, die wiederum ganze Forschungsfelder erschlossen und besetzten, ohne selber theoretischen Ambitionen zu entspringen. Der Brückenschlag zur historischen Erklärung des »gesellschaftlichen Ganzen« rangierte dabei in der überwiegenden Mehrzahl der empirischen Untersuchungen gar nicht unter den zentralen Anliegen; vielmehr dominierten »überschaubare« Projektdesigns, begrenzte Genres und Interpretationen von geringerer »Reichweite«. Nichtsdestotrotz blieb diese Vorstellung als regulatives Prinzip effektiv und organisierte eine breite historiographische Strömung anschlussfähiger Forschung in einem zumindest dialogfähigen Feld.

Innerhalb dieses weiten, modernisierungstheoretisch integrierten sozialhistorischen Feldes bildete die »Sonderweg«-Historiographie in der Form eines inneren konzentrischen Kreises einen Sammlungskern von weit höherer Kohärenz, Stringenz und Exponiertheit. Hier ging es um ein gesellschaftshistorisches Deutungsangebot von hoher Spezifik, um eine Gesamtinterpretation eines wichtigen Kapitels der deutschen Geschichte aus einer inversen Modernisierungsperspektive. Auch hier wurde der gesamte Weg von der Wirtschaft über die sozialen Kollektive, ihre Interessenorganisationen bis hin zum Explanandum der Politik nur selten beschritten. Die Rosenbergsche und die Kehrsche Perspektive wurden nicht voll ineinander verschränkt. Vielmehr dominierten Schwerpunktsetzungen an einigen Knotenpunkten und Scharnierstellen des behaupteten Gesamtzusammenhangs: Unternehmensgeschichte, Arbeiter- und Angestelltengeschichte, Klassen- und Berufsanalysen sowie Mobilitätsstudien und Organisationsgeschichten prägten seinen sozialökonomischen Pol; Verbandsgeschichten und politische Vorfeldanalysen erweiterten die Politikgeschichte vom entgegengesetzten Pol aus in die Sozialgeschichte hinein. Regionalstudien und insbesondere Stadtgeschichten integrierten die Felder auf der Basis räumlicher Begrenzung. Notwendig ergaben sich aus diesen Schwerpunktsetzungen »blind spots« und »dünne«, wenig erforschte Übergänge zwischen einzelnen Analysedimensionen. Eine wirtschaftsnahe Sozialgeschichte mit nur

sehr lockerem Bezug auf das politische Explanandum stand neben einer politischen Sozialgeschichte, die sich nicht weit von den Organisationen entfernte. Dazwischen blieben historische Wertbindungen, Religion, Mentalitäten, politische Kultur und innerorganisatorisches Sozialleben unterbelichtet. Institutionelle Bereiche wie der Agrarsektor, der Betrieb, das Militär oder die Kirchen führten ein Schattendasein im Rücken einer politikzentrierten Perspektive, die Politik weitgehend als Interessenpolitik definierte. Aber die hohe Prägekraft der »Sonderweg«-Interpretation leitete sich daraus ab, daß viele der Partialstudien und Teilfelder sich ihrer Generaldeutung unterordneten und daß deren Ergebnisse umgekehrt für diese Interpretation dienstbar gemacht werden konnten. Als Deutungsangebot für den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang entwickelte die »Sonderweg«-Interpretation eine enorme synthetische Kraft. Ihre Attraktivität verdankte sie nicht zuletzt der Tatsache, daß sie auch für die wenig erforschten »blind spots« suggestive Erklärungsschemata bereithielt. Und sie erlangte schließlich ihre zwischenzeitlich große Autorität dadurch, daß sie mit Wehlers *Kaiserreich* eine – so umstrittene wie streitbare – Syntheskizze und mit den ersten Bänden seiner *Gesellschaftsgeschichte* die Vorlage einer ausgearbeiteten Synthese anbieten konnte, welche tatsächlich beanspruchte, die deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts unter Problemgesichtspunkten als Gesamtzusammenhang darzustellen. Gerade der unklare theoretische Status dieses Syntheseangebots hat zur großen Definitionsmacht der »Sonderweg«-Interpretation beigetragen, die jedoch im Zuge ihrer empirischen »Auffüllung« abnehmen dürfte. Denn der theoretische Anspruch der Synthese gründete sich auf die Verheißung ihrer *materiellen* Ausführung. Mit ihrem stückweisen Einlösen sind nun Differenzierungen, Relativierungen und Ausblendungen sichtbar geworden, ohne daß bis jetzt deutlich gemacht worden wäre, was das für den *theoretischen Anspruch* des Ansatzes bedeutet.

### III. Diversifizierung und Vernetzung, Agon und Präsenz: Die relative Geschlossenheit der sozialhistorischen Matrix in Deutschland

Es war dieses Zusammenwirken weiterer und engerer Integrationsformen, das den Eindruck heraufbeschwören mußte, die Sozialgeschichte der 1970er und 1980er Jahre in Deutschland sei ein kohärentes Projekt von großer Geschlossenheit gewesen. Im Extremfall identifizierten Sympathisanten wie Gegner die deutsche Sozialgeschichte mit der »Bielefelder Schule«. <sup>55</sup> Wenn Vertreter der »neuen Kulturgeschichte« seit Anfang der 1990er Jahre die »Sozialgeschichte« und ihren strukturalistischen »Gesellschafts«-Begriff in die Kritik nahmen, um dem eine neohermeneutisch fundierte Konzeption von »Kultur« entgegenzusetzen, dann richtete sich diese Absetzbewegung so unausgesprochen wie deutlich gegen den engeren Kern der »Sonderweghistoriographie«, ihre Exponenten aus den 1970er und 1980er Jahren und ihre in den 1970er Jahren entwickelten programmatischen Positionen. Während noch Ende der 1960er Jahre galt, »daß in den letzten Jahren die sog. Sozialgeschichte für viele ein nebulöser Sammelname für alles [geworden ist], was in der Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik als wünschenswert und fortschrittlich angesehen wird« <sup>56</sup>, so wird sie seit Ende der 1980er Jahre mit dem *pars pro toto* der Sonderweghistorie identifiziert und damit auf ein nunmehr klar begrenztes disziplinäres Feld mit rigiden thematischen Schwerpunktsetzungen, theoretischen Vorentscheidungen, methodischen Standards und empirischen Darstellungsformen verengt, gegenüber dem sich die »Kulturgeschichte« als neues Sammelbecken für progressive Trends zu profilieren versucht. Trotzdem besitzt dieses Bild der Geschlossenheit und der Bielefelder Hegemonie, das die Sozialgeschichte lange Zeit vermittelt hat, einen realen Hintergrund.

Es ist notwendig, darauf hinzuweisen, daß die Sozialgeschichte in Deutschland von Beginn an ein heterogenes Unternehmen war, in dessen Rahmen die »Sonderweghistorie« Bielefelder Prägung weder ein von vornherein systematisch entwickeltes Programm noch das Projekt eines geschlossenen Personenkreises darstellte. Sowohl die Historische Sozialwissenschaft als auch die darauf basierende »Gesellschaftsgeschichte« gewannen erst in experimentellen, oft sprunghaften Rezeptions- und Lernprozessen, die stark von generationenspezifischen Erfahrungen und Zielsetzungen geprägt waren, ein bestimmtes Maß an Kohärenz. Die

Positionen ihrer Hauptexponenten waren keineswegs völlig identisch. Durchaus weichen die semantisch orientierte Erfahrungsgeschichte Reinhart Kosellecks, die Angestellten- und Arbeitergeschichte Jürgen Kockas und die politische Sozialgeschichte etwa Heinrich August Winklers und Hans Mommsens von der gesamtgesellschaftlichen Syntheseperspektive Hans-Ulrich Wehlers ab, der vielleicht das Programm der Historischen Sozialwissenschaft im umfassendsten Sinne verkörpert. Die gemeinsame Basis dieser Aufbruchsbewegungen bildete das ideologiekritisch motivierte Interesse an einer »Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus«, die ihre »Theoriebedürftigkeit« ernst nahm, die sozialökonomische Dimension der Geschichte thematisieren und mit Kollektivbegriffen umgehen konnte, die eine strukturanalytische Perspektive verfolgte und auf Erklärungen – im Gegensatz zu bloßen Beschreibungen und Erzählungen – aus war.<sup>57</sup>

Auf dieser gemeinsamen Basis entfaltete sich ein breites Spektrum unterschiedlicher thematischer Orientierungen und historiographischer Darstellungsformen. Von vornherein bildete die Historische Demographie ein eigenständiges sozialhistorisches Forschungsfeld. Die politische Sozialgeschichte der Weimarer Republik, des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit war eher an kürzerfristigen, politiknäheren Interpretationen interessiert, als der »Sonderweg« sie anbot. Die sozialhistorische Unternehmensforschung gewann ein Eigengewicht, sobald man die enge Ausrichtung auf Politik lockerte. Gleiches galt für die Arbeitergeschichte, die Geschichte der sozialen Mobilität, die Stadtgeschichte und die Geschichte der Professionen. Zentrifugale Tendenzen verstärkten sich mit der sich ausdifferenzierenden Spezialforschung, da die Bearbeitung kleinteiliger Themen die Anlehnung an Fragestellungen, Modelle und Methoden nahelegte, die in den Spezialfeldern zu Standards geworden waren und sich von der »Metaerzählung« des »Sonderwegs« entfernt hatten. Die vergleichende Forschung der letzten Jahre hat sowohl ihren Beitrag zur Relativierung der »Sonderweg«-Interpretation geleistet als auch diese von ihrer Monopolstellung als Fluchtpunkt der Deutung – wenn auch noch nicht als Syntheseperspektive – verdrängt. Die Bürgertums- und Nationalismusforschung, von der Historischen Sozialwissenschaft angeregt, hat sich zu einem komplexen Feld erweitert, das mit deren disziplinärem Kern keineswegs mehr zur Deckung zu bringen ist und auch ihren methodischen Kanon: Strukturanalyse, Makroperspektive, Kollektivdenken, Orientierung an sozioökonomischen

Interessen, längst gesprengt hat.<sup>58</sup> Ebenso wie hier sind in die eigenständig gewordenen Untersuchungsfelder der historischen Familienforschung, der Handwerker- und der Geschichte bäuerlicher Gruppen, die ihren Ursprung in der Historischen Demographie hatten, kulturanthropologische Perspektiven eingeflossen, zugunsten einer skeptischen Infragestellung der Dichotomien zwischen »Vormoderne« und »Moderne«, von denen das Programm der Historischen Sozialwissenschaft einst ausgegangen war.

Trotzdem blieb der Eindruck der Geschlossenheit deutscher Sozialgeschichtsschreibung unter der Dominanz der »Sonderweg«-Interpretation bemerkenswert stabil und wurde in den letzten Jahren auch in der Kritik fortgeschrieben. Diese Wahrnehmung beruhte auf theoriestrukturellen, diskussionsstrategischen und diskursstilistischen Grundlagen.

*Erstens* schwamm die Historische Sozialwissenschaft in einer breiten Strömung mit, deren durchaus heterogene Elemente die zeitspezifischen Grundausrichtungen auf eine strukturalistische Betrachtungsweise der Geschichte, auf eine makrokausale Analyseperspektive und auf eine modernisierungstheoretische Globaldeutung teilten. Dabei bemühten sich ihre Vertreter jedoch, ausgehend von ihrer ideologiekritischen Position, um Explikation, Präzisierung und Integration. Das bedeutete Profilschärfung durch Akzentuierung, ermöglichte aber umgekehrt für benachbarte Positionen Legitimation und Autoritätssicherung durch partielle Anlehnung, wenn man auch nicht das gesamte Programm der Historischen Sozialwissenschaft unterschrieb. Die Historische Sozialwissenschaft wurde besonders sichtbar, weil sie *stellvertretend Positionen besetzte* und damit Definitionsmacht erlangte. Zwischen dem Pol der breiten »allgemeinen Modernisierungstheorie« und dem Pol ihrer engeren »Sonderweg«-Ausdeutung war viel Raum für Verortungen, die das theoretische Begründungsangebot nutzten, das sie zur Verfügung stellte, ohne ihren inhaltlichen Schwerpunkten zu folgen. Hans Mommsens Nationalsozialismus-Forschung etwa übersetzte die strukturalistische Betrachtungsweise der Historischen Sozialwissenschaft in die eher politisch-moralische als methodische Gegenübersetzung von Intentionalität und System, der Figur des Diktators Hitler und der ungesteuerten Dynamik des »polykratischen« NS-Herrschaftssystems. Unternehmensgeschichte im Gefolge Chandlers ließ sich in modernisierungstheoretischer Stoßrichtung ebenso schreiben wie mit Bezug auf den »Sonderweg«. Das Besondere an den Akzentuierungen, die die Historische

Sozialwissenschaft lieferte, war mithin, daß sie allgemeine theoretische Argumentationen mit inhaltlichen Zuspitzungen verbanden, die den Wiedererkennungswert ihrer Position steigerten und zwischen Positionen vermittelten, die jeweils nur einzelne Bestandteile der theoretischen Fundierung, thematische Orientierungen oder auch nur ein gewisses Maß an theoretischer Ambition teilten.

*Zweitens* propagierte die Historische Sozialwissenschaft ausdrücklich eine breite integrationistische Perspektive, die zwischen Demographie, Industrialisierung, Unternehmen, sozialer Ungleichheit, Organisation und Politik einen – dann auch noch inhaltlich gefüllten – Zusammenhang herstellte. Damit konnte sie eine Anschlußfähigkeit zwischen einer ganzen Reihe von Spezialfeldern und Untersuchungsdimensionen von sich aus herstellen, die von diesen Feldern aus – vor allem im Zuge zunehmender Spezialisierung – nicht erreichbar oder auch gar nicht zu erstreben war. Die integrationistische Stoßrichtung der Historischen Sozialwissenschaft konkretisierte somit von ihrer synthetisierenden Anlage her die notwendig zentrifugalen Tendenzen in der Spezialforschung und leistete stellvertretende Verknüpfungen, zu denen immer weniger Alternativen bestanden. Die makrokausale, strukturalistische und gesamtgesellschaftliche Ausrichtung der Historischen Sozialwissenschaft gewährleistete, daß die synthetisierende Perspektive zu keiner Zeit verlorenging. Sofern Spezialansätze strukturalistisch orientiert waren, ließen sie sich ohne weiteres in einen solchen Deutungszusammenhang bringen. Während die Historische Sozialwissenschaft somit von der speziellen Kompetenz und der empirischen Autorität der Spezialforschung zehren konnte und sich mit deren Ergebnissen argumentativ aufmunitionierte, konnte sich aufgrund ihrer Omnipräsenz als Syntheseinstanz der Eindruck aufdrängen, daß vieles von der Spezialforschung als empirische Ausfüllung eines Programms zu interpretieren sei, was sich in Wirklichkeit einem solchen Programm entweder nicht zuordnete oder selber keine synthetisierende Perspektive besaß. Das galt auch für die vielfältigen Revisionen von »Sonderweg«-Positionen durch vergleichende oder Detailforschung: Auch Teilrevisionen schränkten, sofern sie keine alternative »Metaerzählung« anboten und sich an den Vorgaben der »Sonderweg«-Interpretation explizit abarbeiteten, die Präsenz dieses Deutungsmusters keineswegs ein.

*Drittens* bestand das Programm der Historischen Sozialwissenschaft aus erkenntnistheoretischen (ideologiekritischen), sozialtheoretischen

(strukturalistischen), gesellschaftstheoretischen (Modernisierung) und historisch-spezifischen (»Sonderweg«) Elementen, deren matrixartige Verknüpfung eine Position von hoher Kohärenz und Stringenz erkennen ließ, deren wechselseitiger Bezug aber kaum thematisiert wurde und daher auch äußerst flexibel verstanden werden konnte. Zwischen den Polen der »Unbedingtheit« (Ute Daniel) und der Offenheit spannte sich ein weites Feld auf, in dem die Historische Sozialwissenschaft auf andere Ansätze abgestuft mit Vereinnahmung über thematische Arbeitsteilung bis zur Ausgrenzung reagierte.<sup>59</sup> Die abweichenden theoretischen und methodischen Entwicklungen auf den Gebieten der Bürgertumsforschung und der Nationforschung etwa konnten als pragmatische Anpassungen an die thematischen Sonderbedingungen bestimmter Forschungsfelder definiert und diese damit als »Erweiterungen« der Sozialgeschichte in Arbeitsteilung für sich reklamiert werden, während man in den thematischen Kernbereichen der Historischen Sozialwissenschaft: Demographie, Wirtschaft, soziale Ungleichheit, ihr strukturalistisches Programm in vollem Umfang verteidigte. Indem Historische Sozialwissenschaft zwischen den Rollen eines weiten, luftigen Dachs und eines konkreten, straffen Programms changierte, konnte sie formelle Integration und inhaltliche Identitätsverteidigung zugleich betreiben.<sup>60</sup>

*Viertens* hat die neuere deutsche Sozialgeschichte bei der Vernetzung disparater Diskurse und Forschungsdebatten Enormes geleistet. Dies verdankte sich ihrer Offenheit für die explizite Theoriediskussion ebenso wie ihrer theorieförmigen Verknüpfung thematischer Debatten, da sie hierdurch ein Medium besaß, um Einzelprobleme auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Feldern ineinander zu übersetzen. Das galt zunächst für die Fachhistorie selbst: Die generelle Theorieorientierung der Historischen Sozialwissenschaft half, die disziplinären Grenzen zwischen Demographie, Wirtschaftsgeschichte, Unternehmensgeschichte, Arbeitergeschichte, Geschichte der Professionen, der Städte, der Organisationen und der Politik durch theoretische Anknüpfungen zu verflüssigen. Theorien des demographischen Übergangs, der Industrialisierung und Konjunktur, des Unternehmenswachstums und der Bürokratisierung, der Klassenbildung, der Professionalisierung, der Urbanisierung, des »organisierten Kapitalismus« etc. ließen es zu, getrennte Forschungsfelder unter Problemgesichtspunkten miteinander in Beziehung zu setzen, und zwar aufgrund des Mangels an alternativen Synthesen oft auf eine konkurrenzlose Weise. Die Historische Sozial-

wissenschaft trat als theoretisch kompetenter »Player« in den einzelnen Spezialfeldern auf und vervielfachte damit ihre Präsenz und Sichtbarkeit. Auch die Verbindung zum Debattenfeld einer allgemeinen »Theorie der Geschichte«, die zum Thema isolierter Spezialistenzirkel geworden war, ließ sich trotz unterschiedlicher Interessen auf der Basis der allgemeinen Theorieorientierung knüpfen. Wie die sechsbändige Reihe über *Theorie der Geschichte* zeigt, redeten zwar die Sozialhistoriker, die die Notwendigkeit von »Theorien« für praktisch arbeitende Geschichtswissenschaftler gegen die Theorieaversion des Späthistorismus offensiv verfochten, und die Exponenten einer neuen Historik bzw. die analytischen Geschichtsphilosophen, die sich über den Gegenstand von »Erklären« und »Verstehen«, die genuine Wissenschaftsfähigkeit von Geschichte und ihre narrative Form stritten, oftmals aneinander vorbei.<sup>61</sup> Aber im Dialog mit der Geschichtsphilosophie und Wissenssoziologie wurde der theoretische Anspruch der Historischen Sozialwissenschaft durch einschlägige Autorität argumentativ aufgewertet, während umgekehrt ihre Präsenz in der allgemeinen Theoriedebatte auch in empirischen Feldern Theoriekompetenz signalisierte.

Fünftens schlug die Theorieorientierung der Historischen Sozialwissenschaft wichtige Brücken zu benachbarten »systematischen« Disziplinen. Diese Interdisziplinarität war in der Form der »instrumentellen Theorieverwendung«, wie sie die neuere Sozialgeschichte propagierte, angelegt. Auf diese Weise fanden soziologische Debatten ebenso ihren Niederschlag in sozialhistorischen Diskussionsforen wie Vergleichskonzepte etwa der Historischen Soziologie rezipiert wurden. Die Stadtgeschichte entwickelte Formen des Austauschs mit der Siedlungs- und Bevölkerungsgeographie. Solange sich die Wirtschaftsgeschichte noch nicht völlig dem neoklassischen Paradigma der Ökonomie verschrieben hatte, fanden auch in diesem Bereich Wirtschaftshistoriker und Sozialhistoriker Stoff für vielfältige Kommunikation. Zwar legte der »rezipierende« Charakter der Theoriedebatte in der Sozialgeschichte nahe, daß Sozialhistoriker die Diskurse in den Nachbardisziplinen weit weniger deutlich beeinflussten als Entwicklungen in den Sozialwissenschaften die Agenda der Sozialgeschichte. Immerhin aber nahmen Sozialhistoriker in soziologischen, geographischen und ökonomischen Publikationsorganen Stellung und öffneten umgekehrt ihre Zeitschriften und Sammelbände für die Beiträge von Vertretern der Sozialwissenschaften. Besondere Bedeutung für diese Vernetzung erlangte die 1975 gegründete Vierteljah-

resschrift *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft*, deren Herausbergremium und wissenschaftlicher Beirat international und disziplinübergreifend zusammengesetzt sind und die von Beginn an als Diskussionsforum zur Förderung des interdisziplinären Dialogs konzipiert worden war.<sup>62</sup> Diese prinzipielle Interdisziplinarität äußerte sich freilich in zwei Erscheinungsformen: Zum einen bewirkte die relative Geschlossenheit der sozialhistorischen Matrix, daß die Rezeption von Ansätzen aus den Nachbardisziplinen auf die Bedürfnisse der Historischen Sozialwissenschaft zugeschnitten blieb. Das hieß, daß man bestimmte Ansätze gegenüber anderen privilegierte, Wahlverwandtschaften pflegte und man interdisziplinäre Kontakte lockerte, sobald die Affinität der Betrachtungsweisen nachließ.<sup>63</sup> Zugleich war gerade die Offenheit für den fächerübergreifenden Dialog inmitten einer weitgehend introvertierten »Mainstream«-Historie eine Voraussetzung dafür, daß die Historische Sozialwissenschaft den interdisziplinären Diskurs zwar nicht inhaltlich, aber institutionell tendenziell monopolisierte. Das hatte zumindest bis in die 1980er Jahre hinein die Folge, daß sich die Historische Sozialwissenschaft wie ein Filter zwischen die Geschichtswissenschaft und die Sozialwissenschaften legte und auf diese Weise die Form entscheidend prägte, in der Einflüsse aus diesen Bereichen in der Historie wirksam wurden. Zum anderen war es eine fast unausbleibliche Konsequenz dieser im historiographischen Bereich konkurrenzlosen Offenheit für den Blick über die Fachgrenzen hinaus, daß sich die Außenwirkung der Historischen Sozialwissenschaft vervielfachen mußte. Trotz ihrer Minderheitenposition in der deutschen Fachhistorie nahm man die Sozialgeschichte in manchen Nachbardisziplinen als die Repräsentantin deutscher Geschichtsschreibung schlechthin wahr.

Im gleichen doppelten Sinne galt dies *sechstens* für die internationalen Kontakte der neueren Sozialgeschichte, die von Beginn vielfältig geknüpft wurden und die die später und schnell expandierende deutsche Sozialgeschichte in die kontinuierlicheren, institutionell stärker abgesicherten Ausbreitungstendenzen der Sozialhistorie in anderen Ländern einbetteten.<sup>64</sup> Vor allem zum angelsächsischen Raum knüpfte die Historische Sozialwissenschaft Verbindungen. Diese Westbindung förderte den internationalen und interdisziplinären Dialog auf eine spezifische Weise: Wie die »systematischen« Sozialwissenschaften im eigenen Lande, so waren auch die Sozialwissenschaften in Großbritannien und insbesondere in den USA als Anreger und »Theorienspender« von gro-

ßem Interesse, vor allem weil die amerikanische Historische Soziologie mit ihrer dezidiert historischen Orientierung, ihrer breiten Vergleichspraxis und ihrer makrokausalen, strukturanalytischen Theorieperspektive als Vorbild für eigene komparatistische Ambitionen dienen konnte.<sup>65</sup> Die englische und amerikanische Sozialgeschichte bot in ihrer quantifizierenden Phase vor allem methodische und forschungstechnische Innovationen an, während ihre inhaltlichen Schwerpunkte eher am Rande rezipiert wurden. In erster Linie in der Mobilitätsforschung, in der Stadt- und Urbanisierungsforschung, in der Unternehmensgeschichte und in der Wahlforschung ergaben sich gemeinsame methodische Interessen, die eine Rezeption vor allem amerikanischer Ansätze förderten. Diese blieb aber ungleichgewichtig, einseitig und diskontinuierlich. Außerhalb der Historischen Soziologie zeigte sich die Sozialgeschichte in Großbritannien und den USA weit weniger an internationalen Entwicklungen und Vergleichen interessiert als ihr deutsches Pendant. Gerade die Amerikanisten in der amerikanischen und die Englandhistoriker in der englischen Sozialgeschichte pflegten eine häufig kritisierte Selbstbezogenheit, die auch den deutschen Blick für theoretische und methodische Innovationen nicht selten verstellt hat, insofern diese sich in Themenbereichen vollzogen, die sich im deutschen Kontext nicht unmittelbar aufdrängten.<sup>66</sup> Umgekehrt verschaffte der Umstand, daß die in den USA und Großbritannien übliche subdisziplinäre Spezialisierung auf andere Gesellschaften in Deutschland in weiten Bereichen durch die Vergleichsorientierung kompensiert werden mußte, der Historischen Sozialwissenschaft, die den Vergleich zum Programm erhoben hatte, einen deutlichen Zuwachs an Internationalität. So brachte es die unterschiedliche institutionelle Verfaßtheit der Sozialgeschichte in den USA und Großbritannien auf der einen und in Deutschland auf der anderen Seite mit sich, daß die angelsächsische Historiographie über das jeweilige eigene Land nur unter methodischen und Vergleichsgesichtspunkten wahrgenommen wurde, während man in thematischer Hinsicht enge Kontakte zur eigenständig ausgeformten Subdisziplin der Sozialgeschichte Deutschlands im angelsächsischen Raum pflegte. Mit den über Deutschland arbeitenden amerikanischen und englischen Sozialhistorikern hat die Historische Sozialwissenschaft einen dichten, auch institutionell abgestützten Diskussionszusammenhang etabliert, wozu nicht zuletzt ihr Kontakt zu den Emigranten und ihr emphatisches Bekenntnis zum Westen beitrugen. Dabei entstanden sowohl transkontinentale

Partnerschaften zwischen wahlverwandten Ansätzen als auch neue Gegnerschaften, etwa zu einem modernisierungsskeptischen und nunmehr zunehmend postmodern gewendeten Neomarxismus, so daß sich z. B. im Kontext der »Sonderweg«-Diskussion die Kontroverse internationalisierte und sich die Frontlinien vervielfachten.<sup>67</sup> Indem sich im Zuge dieses Prozesses Fragestellungen und Debatten gleichsam in internationale Kontexte exportieren ließen und die Historische Sozialwissenschaft zugleich als dezidiert Verfechter einer klar umrissenen Position auftrat, wuchs ihre Außenwirkung, die auch aus diesem Grund ihr tatsächliches institutionelles Gewicht in einer selbstbezogenen Mehrheitsgeschichte weit übertraf.

Es darf *siebtens* nicht übersehen werden, daß die Interdisziplinarität und Internationalität der Historischen Sozialwissenschaft auch im Zusammenhang mit ihrem Bedürfnis nach retrospektiver Traditionsstiftung zu interpretieren ist. Als »underdog« in einer kanonisierten »Mainstream«-Geschichte sah man sich genötigt, Vorbilder und Autoritäten am Rande der eigenen Disziplin oder in anderen Fächern zu suchen, um der eigenen theoretischen Begründung einen wissenschaftlichen wie moralischen Traditionsunterbau zu verschaffen und zugleich den bilderstürmerischen Anspruch des Außenseiters geltend zu machen, indem man sich auf andere Außenseiter berief. Der Brückenschlag nach Amerika hatte deshalb *auch* politisch-legitimatorische Gründe, ebenso wie die Anlehnung an die Emigranten. Die Revitalisierung der Kontakte zur Soziologie implizierte *auch* die Aufwertung von Außenseitern und »Oppositionswissenschaftlern«. Nicht nur theoretische Bedürfnisse, sondern *auch* der Bedarf an Traditionsstiftung prägten die Anlehnung an Weber und Hintze und an eine Historische Nationalökonomie, die man dann wiederum als Datensteinbruch für die wirtschaftshistorische Analyse eher funktionalisierte, als daß man sie in ihrer theoretischen Matrix rezipierte. Zwangsläufig knüpfte diese Suche nach Traditionen ein weites Netz; es ist aber zu beobachten, daß die inhaltliche Beschäftigung mit diesen Vorbildern und Vorläufern in dem Maße abgenommen hat, wie die Historische Sozialwissenschaft als respektables Paradigma in der Zukunft selber traditionsfähig geworden ist.

*Achtens* schließlich unterlag allen diesen Öffnungs- und Vernetzungstendenzen ein letztlich ideologiekritisch motivierter streitbarer Offensivgeist. Ideologiekritische Motive standen hinter der Attacke gegen den Späthistorismus, ideologiekritische Standortbestimmungen ga-

ben entscheidende Impulse für die Intervention in disparate theoretische Debatten, auch wenn sie in den Nachbardisziplinen beheimatet waren. Allein in der Proklamation von Sozialgeschichte als einer alternativen, überlegenen Zugangsweise zur allgemeinen Geschichte lag eine originär offensive Stoßrichtung, die alle anderen Ansätze einem strikten Bewertungsmaßstab unterordnete. Diese offensive Ausrichtung wurde noch dadurch verstärkt, daß mit der »Sonderweg«-Interpretation ein flächen-deckender Syntheseentwurf vorlag, der auch inhaltliche Bewertungskriterien vorgab. Auf erkenntnistheoretischem, gesellschaftstheoretischem, methodischem und inhaltlichem Gebiet verfügte die Historische Sozialwissenschaft über dezidierte Positionen, die dem ideologiekritischen Primat der Klarheit und Explikation folgend offensiv geltend gemacht wurden. Insofern war das heute zuweilen als Dogmatismus angegriffene, von der Historischen Sozialwissenschaft aber emphatisch beschworene »agonale Prinzip« in ihrer Architektur selber eingelassen. Grundsätzlich war die taktische Bewegungsform der Historischen Sozialwissenschaft die der Attacke, und zwar ausdrücklich auch in der Form der Invasion anderer Felder und der Eroberung gegnerischen Territoriums.<sup>68</sup> Das galt für ihren Etablierungsprozeß gegen eine atheoretische Politikgeschichte, für ihre »Roll back«-Politik gegenüber der »Alltagsgeschichte« und für ihre Kontroversen mit der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft der DDR. Die späte und zögernde Ausbreitung der Sozialgeschichte in der DDR verdankte sich auch ihrem bundesdeutschen Gegner, der ihr theoretische und methodische Standards aufzwang, dessen reine Existenz eine gewisse methodische Öffnung als politische Abwehrreaktion legitimierte und zugleich einen begrenzten, kritischen Dialog förmlich provozierte.<sup>69</sup> Diese Einmischungsbereitschaft trug wesentlich dazu bei, die Präsenz der Historischen Sozialwissenschaft im Geschichtsdiskurs sicherzustellen. In der offensiven Auseinandersetzung, in der Formulierung von Vorgaben – wie strittig auch immer –, in der Bereitstellung von Diskussionsforen, in denen man zugleich dezidiert Stellung bezog, und in der offensiven Erörterung alternativer Ansätze auf einer theoriesprachlichen Ebene – immer begegnete man der Historischen Sozialwissenschaft als aktivem Element. Diese enorme Außenwirkung wurde durch den kontroversen Charakter ihrer Positionen nur verstärkt. Schwerlich war es möglich, sie zu ignorieren, wenn man sich mit der modernen deutschen Sozialgeschichte oder mit historischen Theoriefragen beschäftigte.

#### IV. Neue Distanzen und Grenzen der Anschlußfähigkeit: Historische Sozialwissenschaft, internationale Trends und neue Herausforderungen

Trotz dieser Offenheit und den ausgeprägten Vernetzungsanstrengungen der Historischen Sozialwissenschaft sind ihre Kontakte zu den *systematischen* Nachbarwissenschaften anderer Länder, darunter vor allem zur Historischen Soziologie, weit enger geblieben als zu ihren Historiographien. Es läßt sich sogar sagen, daß im internationalen Vergleich trotz gemeinsamer Anliegen die Distanzen in den 1970er und 1980er Jahren zugenommen haben und daß neuerdings Wiederannäherungen in Spezialfeldern erfolgen, die sich bezeichnenderweise nicht im Rahmen der historisch-sozialwissenschaftlichen Matrix vollziehen. Beispielsweise waren die Berührungsflächen zwischen der *Annales*-Schule und der deutschen »Strukturgeschichte« beträchtlich größer als die zwischen der französischen und deutschen Sozialgeschichte der Nachfolgegeneration. Man schlug im Grunde entgegengesetzte Kurse ein: die *Annales* in Richtung *longue durée*, Frühe Neuzeit, Entpolitisierung, die Historische Sozialwissenschaft in Richtung Modernisierungsdynamik, Vorgeschichte des Nationalsozialismus und politische Sozialgeschichte. Vor allem die geringere Geschlossenheit des *Annales*-Paradigmas aber hat die Entwicklung neuer Fragestellungen und Ansätze aus seiner Mitte und in seinem Rahmen erlaubt, während die Kohärenz der deutschen Matrix neue Tendenzen zu profilschärfenden Absetzbewegungen zwang.<sup>70</sup>

Gleiches gilt für die englische und die amerikanische Sozialgeschichte. Weder diesseits noch jenseits des Atlantiks existierte je die Einheit von Ideologiekritik, Methodologie und Geschichtsbild in der deutschen Prägnanz. Gesellschaftskritische und positivistische Sozialhistoriker konnten über dieselben Themen und Methoden streiten, während in den sog. »radikalen« sozialhistorischen Lagern der 1970er und 1980er Jahre viele Ansätze und Fragestellungen nebeneinander koexistieren mochten. Auch innerhalb der Lager gab es stets eine Reihe unterschiedlicher Geschichtsbilder, und vor allem löste der Anspruch, »radikale« Geschichtswissenschaft zu betreiben, eine Dynamik methodischer Innovation aus, die in Deutschland nur mit jeweils charakteristischen Verzögerungen wahrgenommen worden ist. Der relativen Geschlossenheit der deutschen Sozialgeschichte stand daher eine zunehmende Zerfaserung auf der englischen und amerikanischen Seite gegenüber. Die Historische So-

zialwissenschaft reagierte schnell mit selektiver Rezeption. Schon die erfahrungsorientierte Arbeitergeschichte im Gefolge E. P. Thompsons stieß auf Reserviertheit und wurde ausgegrenzt. Gleiches galt für die betriebs- und ethnienorientierte amerikanische Arbeitergeschichte oder etwa die frühe Geschlechtergeschichte.<sup>71</sup> Die deutsche und die angelsächsische Sozialgeschichte schlugen unterschiedliche Kurse ein: Hier ein starkes Syntheseangebot, aber die Tendenz zur Kanonisierung der Ansätze, dort ein reicher Pluralismus der Ansätze, aber der Verlust der Synthese. Erst auf der Basis der Spezialforschung scheinen die Ansätze und Methoden der internationalen Sozialgeschichte wieder zu konvergieren, was für die Historische Sozialwissenschaft indessen einen Verlust an Integrationskraft und Identität bedeutet.

Häufig hat sich die Historische Sozialwissenschaft als ein weites Dach präsentiert, unter dem prinzipiell alle sinnvollen, d. h. theoretisch reflektierten Erweiterungen Platz haben. Seit den 1980er Jahren aber weisen vier Erscheinungen darauf hin, daß die Anschlußfähigkeit und Integrationskraft dieser Form von Sozialgeschichte Grenzen haben könnte, die in ihrer »disziplinären Matrix« wurzeln und damit struktureller Natur sind. *Erstens* kam es in den Kontroversen um die »Alltagsgeschichte« und eine zunächst als »Frauengeschichte« auftretende historische Geschlechterforschung erstmals zu Abwehr- und Ausgrenzungsreaktionen, die dem Integrationsanspruch der Sozialgeschichte in ihrer Schroffheit eindeutig zuwiderlaufen.<sup>72</sup> *Zweitens* deutet der Wandel der Fremdwahrnehmung der Sozialgeschichte von der einer »imperialistischen« Vereinnahmungsdisziplin zu der eines engen Theorie-, Methoden- und Themenkanons auf einen Verlust an Offensiv- und Integrationskraft hin, der seinen Niederschlag im gleichzeitigen Auftreten von zentrifugalen Tendenzen in der Forschung, von Methodenpluralisierung und defensivem Einigeln in alten Positionen gefunden hat. Ein Zeichen dafür ist *drittens* die Tatsache, daß neue Ansätze sich seit Ende der 1980er Jahre zunehmend dezidiert von der Sozialgeschichte als Historischer Sozialwissenschaft abgesetzt haben und sich als Vorkämpfer einer neuen »disziplinären Matrix« verstehen, die in ihren theoretischen und methodischen Grundannahmen, ihren Zentralbegriffen und ihren Analyse- und Darstellungsperspektiven eklatant von der älteren abweicht.<sup>73</sup> *Viertens* scheint die Historische Sozialwissenschaft an vielen Fronten des historiographischen Diskurses in die Defensive geraten zu sein und es versäumt zu haben, die Probleme aufzugreifen, die jene neueren Vor-

stöße motivieren. Statt dessen hat man diese Probleme eher verschleiert, indem man eine Erweiterung als thematische Angliederung betrieb, den theoretischen und methodischen Konsequenzen, die aus der sperrigen Koexistenz kontroverser Positionen und Ansätze zu ziehen wären, aber auswich. Die Integrationskraft der Historischen Sozialwissenschaft hat dadurch abgenommen, daß man vermied, sich auf eine Revision grundlegender theoretischer Vorannahmen und Syntheseperspektiven einzulassen, und sich darauf beschränkte, deren Anspruch zurückzunehmen. Integration bedeutete in der Konsequenz das Festhalten an einer zunehmend in den Hintergrund gedrängten Syntheseperspektive, die dadurch verblaßte, aber intakt blieb und die ihre Bedeutung bislang nur dadurch aufrechterhielt, daß zu dieser im Schatten fortexistierenden »Groß-erzählung« noch keine Alternative von ähnlicher Geschlossenheit und Spannweite formuliert worden ist.<sup>74</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Als bester historiographischer Überblick: Gerhard A. Ritter, »Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland«, in: Jürgen Kocka (Hg.), *Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung*, Darmstadt 1989, S. 19–88.
- 2 Vgl. Thomas Mergel, »Kulturgeschichte – die neue »große Erzählung«? Wissenssoziologische Bemerkungen zur Konzeptualisierung sozialer Wirklichkeit in der Geschichtswissenschaft«, in: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Kulturgeschichte heute (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 16)*, Göttingen 1996, S. 41–77.
- 3 Zum Konzept der »disziplinären Matrix« vgl.: Jörn Rüsen, *Historische Vernunft (Grundzüge einer Historik I: Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft)*, Göttingen 1983, S. 24–31; ders., *Rekonstruktion der Vergangenheit (Grundzüge einer Historik II: Die Prinzipien der historischen Forschung)*, Göttingen 1986, S. 9 ff.; Horst Walter Blanke, *Historiographiegeschichte als Historik (Fundamenta Historica. Texte und Forschungen, Bd. 3)*, Stuttgart 1991, bes. S. 23 ff.
- 4 Vgl. zur »Volksgeschichte«: Willi Oberkrome, *Volksgeschichte*, Göttingen 1993. Zu ihrer politischen Verstrickung jetzt kontrovers: Peter Schöttler (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*, Frankfurt am Main 1997.
- 5 Vgl. Jürgen Kocka, »Sozialgeschichte – gestern und heute«, in: Ilko-Sascha Kowalczyk (Hg.), *Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft*, Berlin 1994, S. 15–31, hier S. 21.
- 6 Vgl. Winfried Schulze, »Der Wandel des Allgemeinen: Der Weg der deutschen Historiker nach 1945 zur Kategorie des Sozialen«, in: Karl Acham/Winfried



- Schulze (Hg.), *Teil und Ganzes (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik*, Bd. 6), München 1990, S. 193–216; ders., *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989; Ernst Schulz (Hg.), *Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965)*, München 1989.
- 7 Werner Conze, *Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht*, Köln 1957; ders., »Mein Weg zur Sozialgeschichte«, in: Christian Schneider (Hg.), *Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Beispiele, Kritik, Vorschläge*, Weinheim 1983, S. 73–81; Theodor Schieder, »Struktur und Persönlichkeit in der Geschichte«, in: ders., *Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung*, 2. Aufl. München 1968, S. 157–194 u. 230–233.
- 8 Vgl. Thomas Welskopp, »Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 24 (1998), S. 169–194; ders., »Der Mensch und die Verhältnisse. »Handeln« und »Struktur« bei Max Weber und Anthony Giddens«, in: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997, S. 39–70.
- 9 Vgl. Jürgen Kocka, *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme*, Göttingen 1977 (2. Aufl. 1986), S. 76–80 u. S. 157, Anm. 97.
- 10 Vgl. Josef Mooser, »Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Historische Sozialwissenschaft, Gesellschaftsgeschichte«, in: *Fischer Lexikon Geschichte*, hg. v. Richard van Dülmen, Frankfurt am Main 1990, S. 86–101.
- 11 Vgl. Blanke, *Historiographiegeschichte* (wie Anm. 3), S. 670 f.
- 12 Vgl. Hans Mommsen, »Historical Scholarship in Transition: The Situation in the Federal Republic of Germany«, in: *Daedalus* 100 (1971), S. 485–508.
- 13 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, »Von der Herrschaft zum Habitus«, in: *Die Zeit*, Nr. 44, 25. 10. 1996, S. 46.
- 14 Vgl. vor allem den Sammelband: Jürgen Kocka (Hg.), *Max Weber, der Historiker*, Göttingen 1986.
- 15 Conze, »Mein Weg« (wie Anm. 7), S. 73; ders., *Die Strukturgeschichte* (wie Anm. 7), passim.
- 16 Vgl. Kocka, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 9), S. 73 f. u. S. 153, Anm. 72 a.
- 17 Vgl. Reinhart Koselleck, »Zur Theorie und Methode historischer Zeitbestimmung«, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, 3. Aufl. Frankfurt am Main 1984, S. 107–207.
- 18 Kocka, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 9), S. 76 f.; vgl. auch: ders., »Struktur und Persönlichkeit als methodologisches Problem der Geschichtswissenschaft«, in: Michael Bosh (Hg.), *Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte*, Düsseldorf 1977, S. 152–169, hier S. 167 f.; Chris Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln 1997, S. 310 ff.
- 19 Vgl. Mergel, »Kulturgeschichte« (wie Anm. 2), S. 55.
- 20 Hans-Ulrich Wehler, »Anwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft«, in: Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik*, Bd. 3), München 1979, S. 17–39, hier S. 30.
- 21 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, »Sozialgeschichte und Gesellschaftsgeschichte«, in:

- Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.), *Sozialgeschichte in Deutschland*, Bd. 1: *Die Sozialgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 1986, S. 33–52; ders., »Vorüberlegungen zu einer modernen deutschen Gesellschaftsgeschichte«, in: ders., *Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung*, Göttingen 1980, S. 161–180; ders., *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700–1815*, Bd. 1: *Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur defensiven Modernisierung der Reformära*, München 1987, S. 6–30.
- 22 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975; kritisch dazu: Thomas Mergel, »Geht es weiterhin voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne«, in: ders./Welskopp, *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft* (wie Anm. 8), S. 203–232.
- 23 Vgl. etwa die Einleitung in: Jürgen Kocka u. a., *Familie und soziale Platzierung. Studien zum Verhältnis von Familie, sozialer Mobilität und Heiratsverhalten an westfälischen Beispielen im späten 18. und 19. Jahrhundert*, Opladen 1980.
- 24 Jürgen Habermas, *Zur Logik der Sozialwissenschaften*, 2. Aufl. Frankfurt am Main 1970, S. 29; vgl. auch Blanke, *Historiographiegeschichte* (wie Anm. 3), S. 694.
- 25 Hans-Ulrich Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918*, 4. Aufl. Göttingen 1980, S. 12.
- 26 Wehler, »Anwendung von Theorien« (wie Anm. 20), S. 28.
- 27 Vgl. Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, 3. Aufl. Frankfurt am Main 1980.
- 28 Vgl. die Beiträge in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Geschichte und Soziologie*, 2. Aufl. Köln 1976; ders. (Hg.), *Geschichte und Ökonomie*, Köln 1973; ders. (Hg.), *Geschichte und Psychoanalyse*, Köln 1971.
- 29 Habermas hatte von einer Position aus, die eine psychoanalytisch informierte Ideologiekritik mit Marxschen Perspektiven verband, Gadammers »hermeneutischen Universalitätsanspruch« zurückgewiesen. Vgl. Jürgen Habermas (Hg.), *Hermeneutik und Ideologiekritik*, Frankfurt am Main 1971, mit einer Dokumentation der Kontroverse. Die Stoßrichtungen der Habermasschen und der sozialhistorischen Ideologiekritik weisen Parallelen auf.
- 30 Jürgen Kocka, »Theorien in der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte. Vorschläge zur historischen Schichtungsanalyse«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 1 (1975), S. 9–42, hier S. 9. Vgl. auch mit weiteren Verweisen: Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit* (wie Anm. 18), S. 356 ff.
- 31 Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich* (wie Anm. 25), S. 13.
- 32 Vgl. Wolfgang J. Mommsen, »Die Mehrdeutigkeit von Theorien in der Geschichtswissenschaft«, in: Kocka/Nipperdey, *Theorie und Erzählung* (wie Anm. 20), S. 334–370.
- 33 Vgl. Jürgen Kocka, »Gegenstandsbezogene Theorien in der Geschichtswissenschaft: Schwierigkeiten und Ergebnisse der Diskussion«, in: ders. (Hg.), *Theorien in der Praxis des Historikers. Forschungsbeispiele und ihre Diskussion (Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 3), Göttingen 1977, S. 178–188.
- 34 Vorwort der Herausgeber, in: *Geschichte und Gesellschaft* 1 (1975), S. 5–7, hier S. 5.
- 35 Vgl. Kocka, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 9), S. 87 u. S. 144, Anm. 114.

- 36 Vgl. Jürgen Kocka, »Karl Marx und Max Weber. Ein methodologischer Vergleich«, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 122 (1966), S. 328–357; wieder unter dem Titel »Karl Marx und Max Weber im Vergleich. Sozialwissenschaften zwischen Dogmatismus und Dezisionismus«, in: Wehler, *Geschichte und Ökonomie* (wie Anm. 28), S. 54–84; erweitert in: Kocka, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 9), S. 9–74. Vgl. auch: Wolfgang J. Mommsen, »Verstehen« und »Idealtyp«. Zur Methodologie einer historischen Sozialwissenschaft«, in: ders., *Max Weber. Geschichte, Politik und Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1974, S. 208–232 u. 276–281.
- 37 Vgl. etwa: Kocka, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 9), S. 144, Anm. 114, gegen Nipperdey und Conze.
- 38 Vgl. z. B. Jürgen Kocka, *Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800–1875*, Berlin/Bonn 1983, S. 11–30.
- 39 Vgl. Jürgen Kocka, *Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918*, 2. Aufl. Göttingen 1978.
- 40 Vgl. Kocka, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 9), S. 42 ff.; ders.; »Angemessenheitskriterien historischer Argumente«, in: Reinhart Koselleck/Wolfgang J. Mommsen/Jörn Rüsen (Hg.), *Objektivität und Parteilichkeit (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik*, Bd. 1), München 1977, S. 469–475.
- 41 Vgl. Jürgen Kocka, »Legende, Aufklärung und Objektivität in der Geschichtswissenschaft. Zu einer Streitschrift von Thomas Nipperdey«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 6 (1980), S. 449–455.
- 42 Vgl. Jürgen Kocka, »Parteilichkeit in der DDR-marxistischen Geschichtswissenschaft. Einige Thesen«, in: Koselleck/Mommsen/Rüsen, *Objektivität und Parteilichkeit* (wie Anm. 40), S. 263–270.
- 43 Vgl. Wehler, *Modernisierungstheorie* (wie Anm. 22).
- 44 Vgl. Mergel, »Kulturgeschichte« (wie Anm. 2), S. 57 u. Anm. 46.
- 45 Vgl. dazu kritisch: Geoff Eley, »German History and the Contradictions of Modernity: The Bourgeoisie, the State, and the Mastery of Reform«, in: ders. (Hg.), *Society, Culture, and the State in Germany, 1870–1930*, Ann Arbor 1996, S. 67–103.
- 46 Vgl. Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit* (wie Anm. 18), S. 221 ff.; vgl. als neuere Übersicht: ders., »Beyond good and evil? The German empire of 1871 and modern German historiography«, in: *Journal of Contemporary History* 30 (1995), S. 729–767.
- 47 Vgl. u. a.: Jürgen Kocka, »Deutsche Geschichte vor Hitler. Zur Diskussion über den »deutschen Sonderweg«, in: ders., *Geschichte und Aufklärung*, Göttingen 1989, S. 101–113 u. 187–190; Helga Grebing, *Der »deutsche Sonderweg« in Europa 1805–1945. Eine Kritik*, Stuttgart u. a. 1986.
- 48 Die deutsche Vereinigung hat dazu geführt, nach einer langen Zeit der »Verwissenschaftlichung« der Westbindung durch Modernisierungstheorie und »Sonderweg« nunmehr ihren normativen Gehalt wieder aufzuwerten, als politisch-pädagogisches Gegengift gegen einen neuen Nationalismus. Damit ist freilich eine politische Immunisierung des theoretischen Gehalts des Ansatzes verknüpft. Vgl. etwa: Jürgen Kocka, »Revolution und Nation 1989. Zur historischen Einordnung der gegenwärtigen Ereignisse«, in: ders., *Vereinigungskrise. Zur Geschichte der Gegenwart*, Göttingen 1995, S. 9–32, hier S. 28 ff.

- 49 Mooser, »Wirtschafts- und Sozialgeschichte« (wie Anm. 10), S. 99.
- 50 Vgl. dazu nahezu »klassisch«: Hans-Ulrich Wehler, *Bismarck und der Imperialismus*, Frankfurt am Main 1984 (zuerst Köln 1969).
- 51 Wehler, *Bismarck* (ebd.); ders., *Das Deutsche Kaiserreich* (wie Anm. 25); Jürgen Kocka, *Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft am Beispiel Siemens 1847–1914. Zum Verhältnis von Kapitalismus und Bürokratie in der deutschen Industrialisierung*, Stuttgart 1969; Heinrich August Winkler (Hg.), *Organisierter Kapitalismus. Voraussetzungen und Anfänge*, Göttingen 1974.
- 52 Vgl. u. a. Jürgen Kocka, *Angestellte zwischen Faschismus und Demokratie. Zur politischen Sozialgeschichte der Angestellten: USA 1890–1940 im internationalen Vergleich*, Göttingen 1977.
- 53 Vgl. dazu jetzt: Paul Erker, »Aufbruch zu neuen Paradigmen. Unternehmensgeschichte zwischen sozialgeschichtlicher und betriebswirtschaftlicher Erweiterung«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 37 (1997), S. 321–365, bes. S. 322 f.
- 54 Jörn Rüsen, *Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden*, Köln u. a. 1994, S. 89.
- 55 So etwa: Roger Fletcher, »Recent Developments in West German Historiography: The Bielefeld School and Its Critics«, in: *German Studies Review* 7 (1984), S. 451–480, hier S. 461. Vgl. dazu die berechtigte Kritik bei Ritter, »Die neuere Sozialgeschichte« (wie Anm. 1), S. 39 f.
- 56 Hans Rosenberg, *Probleme der deutschen Sozialgeschichte*, Frankfurt am Main 1969, S. 147.
- 57 Wolfgang J. Mommsen, *Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus*, Düsseldorf 1971.
- 58 Vgl. Jürgen Kocka (Hg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, 3 Bde., München 1988; Dieter Langewiesche, »Nation, Nationalismus, Nationalstaat: Forschungsstand und Forschungsperspektiven«, in: *Neue Politische Literatur* 40 (1995), S. 190–236.
- 59 Vgl. etwa: Hans-Ulrich Wehler, »Kommentar«, in: Mergel/Welskopp, *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft* (wie Anm. 8), S. 351–366; Jürgen Kocka, »Historische Komparatistik in Deutschland«, in: Heinz-Gerhard Haupt/Jürgen Kocka (Hg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt am Main/New York 1996, S. 47–60; vgl. auch die Einleitung und die Beiträge in: Hardtwig/Wehler, *Kulturgeschichte heute* (wie Anm. 2).
- 60 Vgl. z. B. Manfred Hettling u. a., »Vorwort«, in: dies. (Hg.), *Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen. Festschrift für Hans-Ulrich Wehler*, München 1991, S. 9 f.
- 61 Vgl. Josef Meran, *Theorien in der Geschichtswissenschaft. Die Diskussion über die Wissenschaftlichkeit der Geschichte*, Göttingen 1985; Thomas Hausmann, *Erklären und Verstehen: Zur Theorie und Pragmatik der Geschichtswissenschaft. Mit einer Fallstudie über die Geschichtsschreibung zum deutschen Kaiserreich 1871–1918*, Frankfurt am Main 1991.
- 62 Vgl. »Vorwort der Herausgeber«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 1 (1975), S. 5–7, hier S. 6.
- 63 Vgl. Jürgen Kocka, »Annäherung und neue Distanz. Historiker und Sozialwissen-

- schaftler seit den 50er Jahren«, in: Manfred Hettling/Paul Nolte (Hg.), *Nation und Gesellschaft in Deutschland*, München 1996, S. 15–31. Die neue Distanz zur Wirtschaftsgeschichte ist freilich nicht zuletzt deren Rückzug auf neoklassische ökonomische Erklärungsmodelle geschuldet. Vgl. Erker, »Aufbruch zu neuen Paradigmen« (wie Anm. 53), S. 321 ff., und die Diskussionsbeiträge in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 82 (1995), S. 387–422 u. S. 496–510; vgl. darin: Jürgen Kocka, »Bodenverluste und Chancen der Wirtschaftsgeschichte«, S. 503 f.
- 64 Vgl. die Beiträge in: *Tijdschrift voor sociale geschiedenis* 23 (1997), H. 2: *Tomorrow's Social History*.
- 65 Vgl. dezidiert: Charles Tilly, *Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons*, New York 1984.
- 66 Vgl. Geoffrey Crossick, »And what should they know of England? Die vergleichende Geschichtsschreibung im heutigen Großbritannien«, in: Haupt/Kocka, *Geschichte und Vergleich* (wie Anm. 59), S. 61–75.
- 67 Zur englisch-amerikanisch-deutschen Kontroverse um den »Sonderweg« und seine theoretischen Elemente vgl.: David Blackbourn/Geoff Eley, *Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848*, Frankfurt am Main u. a. 1980; erweitert und modifiziert: dies., *The Peculiarities of German History. Bourgeois Society and Politics in 19th Century Germany*, Oxford/New York 1984; Geoff Eley, *Reshaping the German Right. Radical Nationalism and Political Change after Bismarck*, New Haven/London 1980; ders., *From Unification to Nazism. Reinterpreting the German Past*, Boston/London 1986. Als Replik: Hans-Ulrich Wehler, »Deutscher Sonderweg« oder allgemeine Probleme des westlichen Kapitalismus?, in: ders., *Preußen ist wieder chic ... Politik und Polemik*, Frankfurt am Main 1983, S. 19–32. Vgl. neuerdings die Einleitung und die Beiträge in: Eley, *Society, Culture, and the State in Germany* (wie Anm. 45), und die scharfe Zurückweisung: Hans-Ulrich Wehler, »A Guide to Future Research on the Kaiserreich?«, in: *Central European History* 29 (1996), S. 541–572.
- 68 Vgl. dazu jetzt sehr instruktiv: Ute Daniel, »Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten in der Geschichtswissenschaft«, 2 Teile, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 48 (1997), S. 195–219 u. S. 259–278, bes. S. 195 ff.; Thomas Mergel/Thomas Welskopp, »Geschichtswissenschaft und Gesellschaftstheorie«, in: dies., *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft* (wie Anm. 8), S. 9–35.
- 69 Vgl. dazu den Beitrag von Wolfgang Küttler in diesem Band. Vgl. auch: Horst Handke, *Sozialgeschichte – Stand und Entwicklung in der DDR*, in: Kocka, *Sozialgeschichte im internationalen Überblick* (wie Anm. 1), S. 89–108; Wolfgang Küttler (Hg.), *Gesellschaftstheorie und geschichtswissenschaftliche Erklärung*, Berlin (DDR) 1985.
- 70 Vgl. Hartmut Kaelble, »Sozialgeschichte in Frankreich und der Bundesrepublik: Annales gegen historische Sozialwissenschaften?«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 13 (1987), S. 77–93.
- 71 Vgl. Ira Katznelson, »The »Bourgeois« Dimension. A provocation about institutions, politics, and the future of labor history«, in: *International Labor and Working-Class History* 46 (1994), S. 7–32.

- 72 Vgl. Franz-Josef Brüggemeier/Jürgen Kocka (Hg.), »Geschichte von unten – Geschichte von innen«. *Kontroversen um die Alltagsgeschichte*, Hagen 1985; Jürgen Kocka, »Kontroversen um Frauengeschichte«, in: ders., *Geschichte und Aufklärung* (wie Anm. 47), S. 45–52 u. 170 f.
- 73 Vgl. u. a.: Ute Daniel, »Kultur« und »Gesellschaft«. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19 (1993), S. 69–99; dies., »Quo vadis, Sozialgeschichte? Kleines Plädoyer für eine hermeneutische Wende«, in: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, Göttingen 1994, S. 54–64; Rudolf Vierhaus, »Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung«, in: Hartmut Lehmann (Hg.), *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte*, Göttingen 1995, S. 5–28.
- 74 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3: *Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges*, München 1995, S. 461–491 u. 1250–1295.